M 3529 E
Nr. 10 / Oktober 1982
4,– DM
Österreich 32 öS
Schweiz 4,– sfr
Frankreich 12 FF
Luxemburg 85 lfr
Italien 3000 L
Spanien 200 Ptas
Erstverkaufstag:
24. 9. 82

PAN

Unsere herrliche Welt

Assisi
Stadt des heiligen Franziskus

Oskar Kokoschka
Dichter und Maler aus Österreich

Saarland
Die Gladiatoren von Nennig

Bolivien
Die magische Welt der Kallawayas

Archäologie
Petra, Königreich in der Wüste

Ausstellung
Salzburger Klosterschätze

Tabac Original
löst die Pflegeprobleme des aktiven Mannes.
EAU DE COLOGNE REISEFLASCHE TRAVELLER
REFRESHING TISSUES
TABAC ORIGINAL
EAU DE COLOGNE
EAU DE TOILETTE
SUPER CONCENTRATED
NATURAL SPRAY
DEODORANT SPRAY
Tabac Original-
zum Beispiel Duft.
Wenn Sie es genießen, Ihre Dynamik und Ihre Aktivität durch einen anspruchsvollen Duft zu unterstreichen, sind Sie mit Tabac Original auf der Seite des Erfolgs. Wählen Sie den Duft, der am Mann bleibt: Eau de Toilette – besonders intensiv und long-lasting.
Oder Eau de Cologne – lebendig und frisch nuanciert. Ganz gleich, wie Sie sich entscheiden, Tabac Original garantiert mehr Spaß an der Pflege – durch seinen individuellen Duft, seine reiche Auswahl und seine international geschätzte Qualität.
Tabac Original. Der individuelle Duft.
1187/82
MAURER+WIRTZ

PAN

erscheint jeden Monat
im Verlag BURDA GmbH,
7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
DR. FRANZ BURDA

REDAKTION:
TEXT: Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Hans Jakob Kurz
BILD: Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Edith Viertel
LAYOUT: Bernhard Pallagst (Leitung), Karl-Heinz Steuer

AUSLANDSKORRESPONDENTEN:
London: Johannes Gewiess, 50, Fetter Lane, 3rd Floor, London E. C. 4y OJA, Tel. 01–3 53 35 68, 3 53 35 69, 3 53 67 09, FS: 267 402.
New York: Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York N. Y. 10020, Tel. (2 12) 5 82 38 24, FS: RCA 236 618.
Los Angeles: Suite 714, 6430 Sunset Blvd., Hollywood, California 90 028, Tel. (2 13) 4 62–12 38, FS: RCA 194 374.
Paris: Beate Becker, 123, Champs-Elysees, 75008 Paris, Tel. 720 39 46, 720 18 08, FS: 610 972.
Rom: Corso Bojano, Via dell' Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, 00 43 610 503.

Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46/37 21, FS: 06–27 59.

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Einzelpreis im Bundesgebiet 4,– DM inkl. 6,5% MWSt., Abonnementspreis Inland 3,50 DM inkl. MWSt.

Auslandspreise: Belgien 90 bfr; Dänemark 15 dkr; Finnland 11 Fmk; Griechenland 150 Dr; Großbritannien 1,30 £; Kanarische Inseln 205 Ptas; Niederlande 4,75 hfl; Norwegen 15 nkr; Portugal 150 Esc; Schweden 12,50 skr. zuzüglich Auslandsporto.

Printed in West-Germany.
Grenzüberschreitende Lieferungen sind nur mit Zustimmung des Verlags gestattet.

ANZEIGEN: Anzeigendirektor: Rudolf A. Bauer, Anzeigenverkaufsleiter: Helmut Baumann-Krantz, verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 2, gültig ab 1. Januar 1982

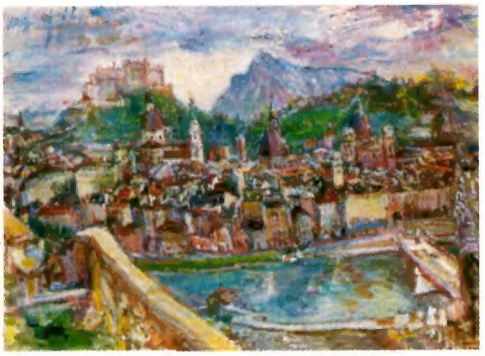
VERTRIEBSLEITER: Jorg Schatz

OBJEKTLEITER: Rudolf A. Reiff

VERLAG UND DRUCK: Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 84 01, FS: 7 52 800 99, 7600 Offenburg.

Heft 10, Oktober 1982

INHALT



Zum Titelbild
Salzburg, 1950. Eines der großen Städteporträts des österreichischen Expressionisten Oskar Kokoschka. Das Gemälde, 80 x 120 cm, gehört der Neuen Staatsgalerie München

Petra. *Die Felsenstadt eines längst untergegangenen Volkes in der Wüste. Seite 36*

Die magische Welt *der Kallawayas in Bolivien. Seite 26*

Die Gladiatoren von Nennig. *Eindrucksvolles römisches Erbe im Saarland. Seite 70*

Assisi. *Die Stadt des heiligen Franziskus. Seite 54*

Schießscheiben. *Seite 64*

Papier-Geschichte. *Seite 46*

Leserpost. *Seite 62*

Klosterschätze *aus St. Peter in Salzburg. Seite 76*

OK

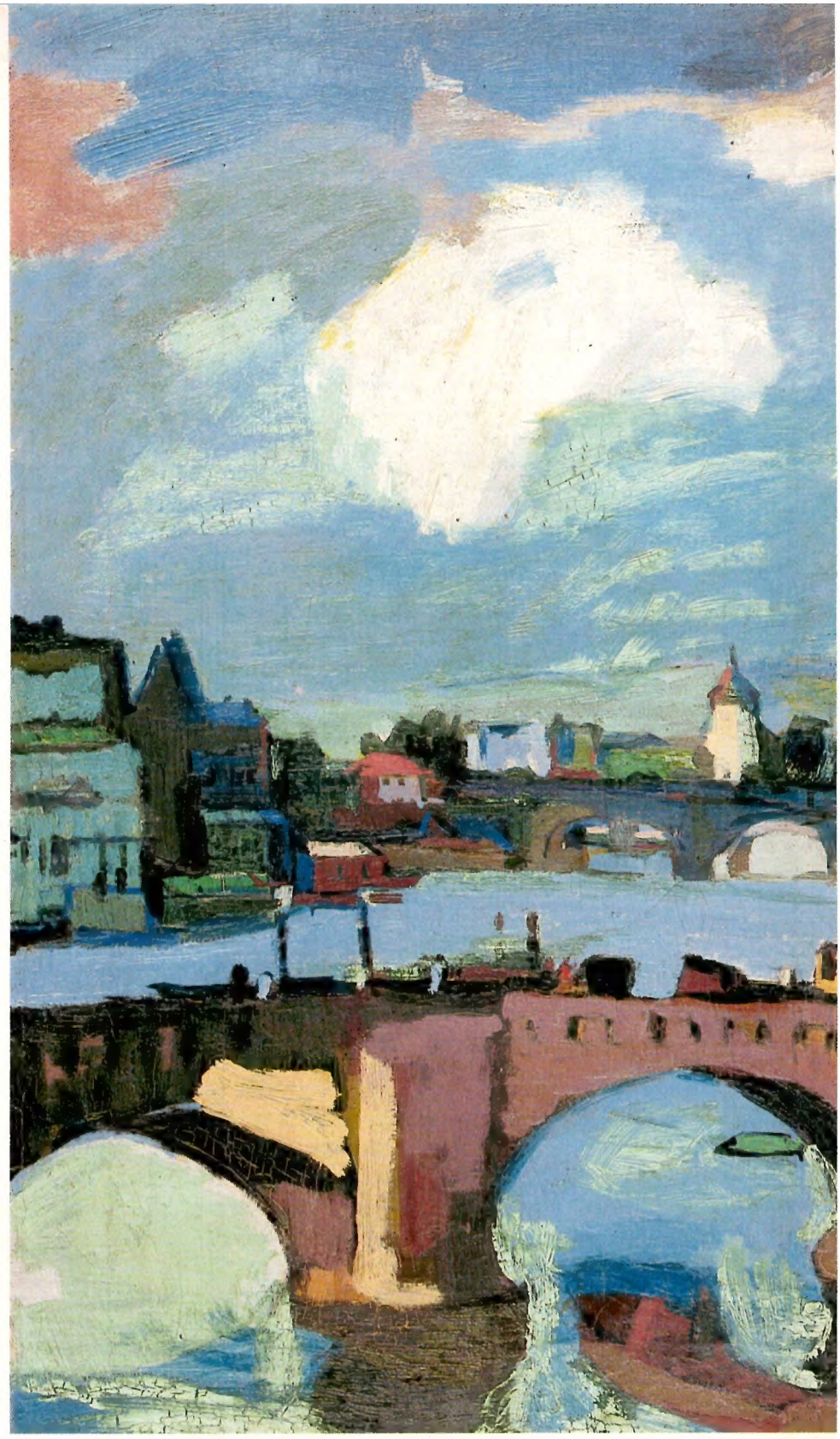
Liebe PAN-Leser

Selbstporträt.
1948. Öl, 65 x 55 cm. Privatbesitz. Kokoschka malte dieses Selbstbildnis während eines seiner vielen Italienaufenthalte in Fiesole in der Toskana, nahe Florenz. Der Blick des Malers ist voller Konzentration auf die Leinwand gerichtet, auf der ein neues Werk entsteht.

Der Österreicher Oskar Kokoschka war ein Künstler, den ich wegen seiner ausgeprägten Persönlichkeit sehr geschätzt habe. In einem Interview gebrauchte er einmal einen sehr kühnen Vergleich: „Ich bewundere den Esel. Er folgt nicht, auch wenn man ihn zu Tode prügelt, so eigensinnig ist er. Genau wie ich." Und wie Kokoschka den Esel ganz anders beurteilte und sah, als die meisten es gewohnt sind, so betrachtete er auch die Welt und die Menschen mit anderen Augen. Besonders fällt das bei seinen großartigen Städteporträts auf. Versuchen Sie, wenn sich die Möglichkeit ergibt, in Hamburg oder Prag, London oder Salzburg etwa jenen Standort einzunehmen, von dem aus Kokoschka sein Bild gemalt hat. Sie werden staunen, um wieviel farbiger und lebendiger Ihnen die Stadtansicht erscheinen wird, wenn Sie sich zuvor mit der Sehweise des Künstlers vertraut gemacht haben. Man entdeckt plötzlich Farben und Formen, die dem im Alltag abgestumpften Blick verborgen bleiben. Kokoschka war ein Maler, bei dem man das Sehen lernen konnte. Dieses „richtige Sehen" hatte freilich weniger mit den Augen als mit einer Eigenschaft und zugleich Fähigkeit des Menschen zu tun, die er für die wertvollste hielt: die Fantasie. „Fantasie ist ein geistiges Werkzeug, mit dessen Hilfe der Mensch die Wirklichkeit unterhalb der Oberfläche wahrzunehmen vermag", sagte er. „Menschen ohne Fantasie entgeht das Wesentliche, sie beenden ihr Leben in geistiger Armut." Dieser Schluß klingt hart, ich würde ihn so nicht unterschreiben. Denn ich glaube, daß es Menschen ohne jede Fantasie gar nicht gibt; bei vielen freilich ist sie durch die Lebensumstände, durch die Eintönigkeit des alltäglichen Krams verschüttet oder eingeengt. Doch da hilft am ehesten die Beschäftigung mit Dichtung, Musik oder großer Kunst – zum Beispiel der Kunst des Oskar Kokoschka. Ich wünsche dazu viel Freude und, falls es nötig sein sollte, viel Erfolg bei der Wiederbelebung Ihrer Fantasie!

In diesem Sinne
Ihr

Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda



Oskar Kokoschka
DICHTER

„Heute gilt es vor allem die Grenzen abzustecken zwischen dem, was Geist und dem, was bloßer Funktionalismus ist, der auf Unmenschliches zielt“

Die dunkle Limousine mit der 1 auf dem Nummernschild nähert sich langsam der Einfahrt zum Prager Hradschin, dem Sitz des tschechischen Staatsoberhaupts. Die Wache reißt die weiten Gittertore auf und salutiert. Der Mann mit dem kantigen Bauernschädel, den man da wie einen Fürsten empfängt, ist der österreichische Maler Oskar Kokoschka. Man schreibt das Jahr 1935.

Ein Jahr zuvor war Kokoschka vor dem deutschen Einmarsch in Österreich, dem sogenannten „Anschluß“, aus Wien nach Prag geflohen. Und nun hatte der politische Flüchtling durch Vermittlung eines befreundeten Kunsthändlers den ehrenvollen Auftrag erhalten, das tschechische Staatsoberhaupt zu porträtieren.

In seinen Erinnerungen schreibt Kokoschka zu der Szene: „Der Präsident Thomas G. Masaryk schickte mir, solange ich ihn malte, jeden Morgen seinen Staatswagen mit der Nummer 1, vor dem die Schloßwache in Habachtstellung aufsprang, weil sie in dem Insassen das Staatsoberhaupt vermutete. Ich lachte, denn es waren etwas beleibte Veteranen, Legionäre aus dem Ersten Weltkrieg, die sich durch Rußland bis Wladiwostok durchgeschlagen hatten . . .“

Kokoschka war zu jener Zeit bereits ein bekannter Künstler. Als Dramatiker, Schriftsteller, Lehrer an der Dresdner Kunstakademie und als bedeutender Porträtist und Landschaftsmaler waren ihm internationale Anerkennung, aber auch heftige Kritik und böse Anfeindungen zuteil geworden. Er war gerade dabei, sich in Dresden und Wien zu etablieren, als die Entwicklung in Deutschland und Österreich ihn veranlaßte, sich in die Tschechoslowakei abzusetzen. Und er tat gut daran, denn nach dem „Anschluß“ war er einer der ersten Künstler, die ausgebürgert wurden.

In Prag stand er völlig mittellos da. Geld war allerdings bei ihm auch vorher Mangelware gewesen. Meist lebte er von der Hand in den Mund. Freunde besorgten ihm Aufträge, und nicht selten bezahlte er seinen

Fortsetzung auf Seite 21

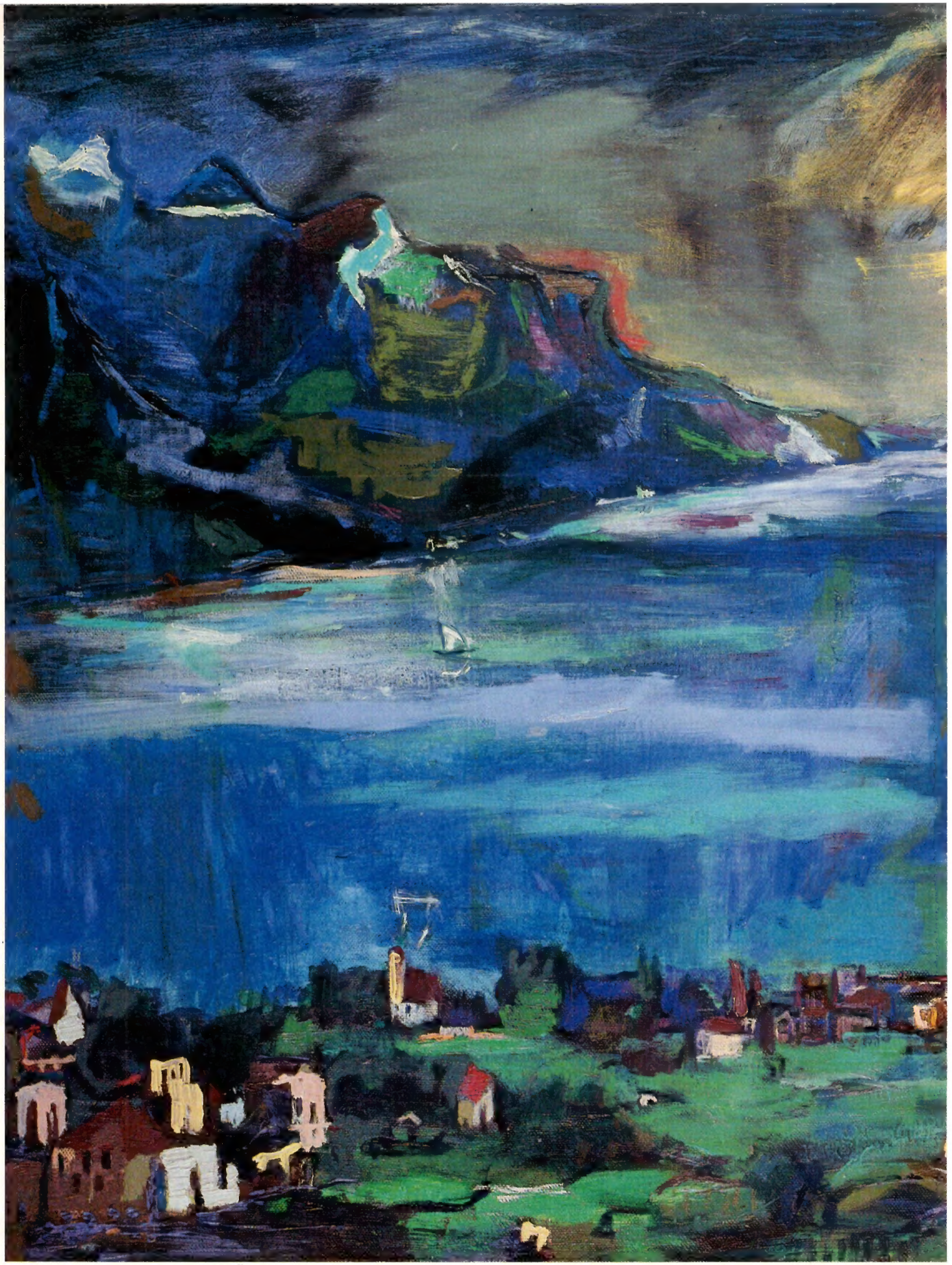
Elblandschaft bei Dresden. *1923. Öl, 65 x 90 cm. Essen, Folkwangmuseum. Kokoschka lebte von 1917–1924 in Dresden*

UND MALER

Dents-du-Midi, *1909. Öl, 76 x 116 cm. Zürich, Privatbesitz. Eigentlich sollte Kokoschka im Schweizer Kurort Leysin ein Porträt von Bessie Loos malen (s. S. 18). Doch die Gebirgslandschaft beeindruckte ihn so stark, daß er sie zuerst auf die Leinwand brachte, danach das Porträt*

Stilleben mit Ananas, *1907. Öl, 109 x 78 cm. Berlin, Nationalgalerie. Das Bild entstand während Kokoschkas Studienzeit an der Wiener Kunstgewerbeschule und seiner Tätigkeit bei den „Wiener Werkstätten". Noch ist der Einfluß seines Lehrers Gustav Klimt sehr deutlich*

Dolomitenlandschaft Tre Croci, *1913. Öl, 82 x 119 cm. Privatbesitz. Das Bild entstand bei Kokoschkas Italienreise mit seiner Geliebten Alma Mahler, die ihn im darauffolgenden Jahr verließ*



Genfer See II *(im Regen), 1924. Öl, 80,5 x 120 cm. Marlborough Fine Art, London. Zu Beginn seiner Reiseperiode fuhr Kokoschka in*

die Schweiz. Wie in allen seinen Naturgemälden, hat der Maler auch hier meisterhaft die Weite der Landschaft wiedergegeben

London, Tower Bridge, *1925. Öl, 76 x 128 cm. The Minneapolis Institute of Arts. Während des einjährigen Aufenthalts in London malte*

Oskar Kokoschka elf Bilder, meist Themselandschaften, darunter diesen weiten Blick auf die Tower-Brücke und „seine" Themse

Die Macht der Musik, *1918. Öl, 102 x 150 cm. Eindhoven, Stedelijk van Abbemuseum. Kokoschka malte das Bild während seiner Dresdner Genesungszeit, als er in der Hofoper Werke von Wolfgang Amadeus Mozart hörte*

Prag, Karlsbrücke *(Ausschnitt), 1934. Öl, 87 x 122 cm. Prag, Nationalgalerie. 1934 hatte der Maler wegen der politischen Lage Wien verlassen und war nach Prag gezogen. Eine seiner ersten Prager Ansichten war dieses Bild der Karlsbrücke. Während der Prager Zeit schuf er 16 Landschaftsbilder*

Wien vom Wilhelminenberg, *1931. Öl, 92 x 134 cm. Wien, Historisches Museum. Meisterhaft, wie es der Maler verstand, von der greifbaren Nähe des Geschehens im Vordergrund den Blick des Betrachters fast magisch bis in eine grenzenlose Ferne zu lenken*

Der Hafen von Hamburg, *1951. Öl, 85 x 120 cm. New York, Museum of Modern Art. Von fast ungebändigtem malerischem Temperament ist Kokoschkas Darstellung des Hamburger Hafens erfüllt. Schiffe, Kräne, Werften – alles scheint in Bewegung zu sein. Städtebilder malte Kokoschka stets von einem erhöhten Blickpunkt aus. Auch in Hamburg hatte er lange nach einem hohen Gebäude gesucht, von dem aus er wie aus der Vogelperspektive das Leben im Hafen beobachten konnte. Zunächst ließ er eine Weile das Gesamtbild auf sich wirken, das Zusammenspiel von Himmel und Erde, von Wasser, Schiffen, Bauten, und die unendliche Weite des Horizonts. War dann der Augenblick des Erfassens da, „der Blitz eingeschlagen", wie er es nannte, brachte er das Bild sofort auf die Leinwand. „Die Fähigkeit blitzschnellen Festhaltens verdanke ich den Bewegungsstudien meiner Schuljahre", meinte er. Kaum einem anderen Maler ist es gelungen, den Hamburger Hafen mit solch pulsierendem Leben erfüllt zu zeigen wie ihm*

Bildnis Bessie Loos, *1909. Öl, 73 x 91 cm. Berlin, Nationalgalerie Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Kokoschka porträtierte die lungenkranke Bessie Loos, eine ehemalige englische Tänzerin, in einem Sanatorium in Leysin in der Schweiz. Sie war die Frau eines Wiener Freundes und Förderers, des Architekten Adolf Loos. Das Gemälde war lange Zeit verschollen*

Geschwister Feilchenfeldt, *1952. Öl, 90 x 135 cm. Privatbesitz. Das Doppelporträt der Söhne Walter und Konrad des Zürcher Kunsthändlers Walter Feilchenfeldt entstand auf Wunsch des Vaters. Kokoschka kannte ihn noch aus seiner Berliner Zeit als Verlagsleiter bei Paul Cassirer. Nach dem Kriege traf Kokoschka die befreundete Familie in der Schweiz wieder*

Bildnis Prof. Dr. Theodor Heuss, *1950. Öl, 105 x 80 cm. Museen der Stadt Köln, Museum Ludwig. Das erste deutsche Staatsoberhaupt nach dem Kriege und Kokoschka verstanden sich auf Anhieb. Während der Sitzungen in der Bonner Villa Hammerschmidt hatten sie wie zwei Lausbuben hinter dem Fenstervorhang eine Flasche Kirsch versteckt, aus der sie von Zeit zu Zeit einen Schluck nahmen*

„Thermopylae", Triptychon, *1954. Mittleres Bild: Der Kampf (oben), 225 x 300 cm. Linkes Bild: Abschied des Leonidas, 225 x 250 cm. Rechtes Bild: Die Barbaren, 225 x 250 cm. Hamburg, Universität. Mit Bildern vom Überfall der mächtigen Perser auf Griechenland wollte Kokoschka zur Besinnung auf die Werte des Abendlandes aufrufen*

„Hellas ist für uns alle ein Idealbild wie der Garten Eden. Warum? Vielleicht weil der Mensch dort das Menschliche am besten verwirklicht hat“

Fortsetzung von Seite 6

Lebensunterhalt mit Bildern. So ließ er sich vom Wiener Hofschneider Ebenstein, der auch den alten Kaiser Franz Joseph anzog, Anzüge machen und malte dafür Ebensteins Porträt. Es hat lange gedauert, bis er ohne drückende Sorgen leben konnte.

Am 1. März 1886 wurde Oskar Kokoschka im niederösterreichischen Pöchlarn geboren. Sein Vater, ein Goldschmied, stammte aus Böhmen, seine Mutter aus der Steiermark. Von dem geringen Taschengeld, das ihm die Mutter gab, erstand er heimlich fast alle billigen Reclamhefte und lernte so bereits als Schüler die Werke der Weltliteratur kennen.

Der Zeichenlehrer an der Realschule, der die künstlerische Begabung des Jungen erkannte, verschaffte ihm ein Stipendium an der Wiener Kunstgewerbeschule, wo Kokoschka als Schüler von Gustav Klimt, dem damaligen Führer der Wiener Sezession, die Grundlagen der Malerei erlernte. Die Schule war um die Jahrhundertwende eine der fortschrittlichsten Lehranstalten Europas.

1908 erschien im Verlag der Wiener Werkstätte, die mit der Kunstgewerbeschule verbunden war, Kokoschkas erstes Werk: „Die träumenden Knaben“, eine lyrische Prosadichtung mit neun Lithografien und eigenen Texten. Er malte in jenen Jahren einige bedeutende Porträts und Stillleben, doch seine literarischen Neigungen ließen ihn nicht los. „Die Sphinx und der Strohmann“ hieß eins seiner Dramen (es wurde 1917 unter dem neuen Titel „Hiob“ veröffentlicht und aufgeführt), „Mörder, Hoffnung der Frauen“ ein zweites. Als dieses im Jahre 1909 auf einer Wiener Freilichtbühne erstaufgeführt wurde, gab es einen Riesenskandal. Die Presse nannte Kokoschka einen „Bürgerschreck“ und eine „Zuchthauspflanze“.

Einen ähnlichen Publikumsaufruhr gab es zehn Jahre später bei der Aufführung zweier Kokoschka-Stücke, „Hiob“ und „Der brennende Dornbusch“, unter Max Reinhardt an den Berliner Kammerspielen. Die Polizei mußte das raufende Publikum noch auf der Straße trennen. Und so reagierte der Autor: „Ich habe dem Schauspieler Paul Graetz, der die Rolle des Hiob gab, eine Kopfmaske aufgesetzt, die man abnehmen konnte. Als am Ende der Aufführung das Toben losging, habe ich mich auf der Bühne vor dem Publikum verbeugt und diesem den leeren Schädel des tot am Boden liegenden Hiob vor die Augen gehalten, darauf geklopft und höhnisch ins Publikum geschrien: »So leer sind eure Schädel!«“

Entschieden aufs Malen verlegte er sich eigentlich erst, nachdem er in Berlin Künstler wie Emil Nolde, Max Pechstein, Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff kennengelernt hatte. Auf Veranlassung von Herwarth Walden, dem Herausgeber der literarisch-künstlerischen Zeitschrift „Der Sturm“, zeichnete er 30 Grafiken. Ein Jahr arbeitete er begeistert an der Zeitschrift mit. Geld besaßen Walden und Kokoschka wenig. Sie lebten hauptsächlich von Zwieback und Tee oder aßen billig bei Aschinger, wo es Gratisbrötchen gab.

Nach Wien zurückgekehrt, mußte Kokoschka feststellen, daß der Theaterskandal noch nicht vergessen war. Seine Stelle als Assistent an der Kunstgewerbeschule mußte er aufgeben, vor allem auch, nachdem seine erste öffentliche Ausstellung im Februar 1911 ein Opfer allerhöchster Kritik geworden war. Der Thronfolger Franz Ferdinand rief beim Anblick der Kokoschka-Bilder aus: „Dem Kerl sollte man die Knochen im Leib zerbrechen!“ Für den Kronprinzen waren die Gemälde keine Kunst, sondern eine „Verschmutzung der Leinwand“.

Dem sensiblen Kokoschka fiel es nicht leicht, die vielen Mißerfolge und Demütigungen zu verkraften. Trotz allem ließ er aber nicht davon ab, weiter Stücke zu schreiben und zu malen. Seine frühen Stilleben, vor allem seine Porträts und Landschaftsbilder lassen bereits die sich später immer mehr zur charakteristischen Meisterschaft entwickelnde Fähigkeit erkennen, Hintergründiges und Symbolhaftes, Gefühle und Stimmungen in seine Bilder hineinzumalen. Wobei die frühen Arbeiten neben klassischen Vorbildern deutliche Einflüsse von Hodler und van Gogh erkennen lassen.

Eine enge Beziehung verband ihn mit Alma Mahler, der Witwe des Komponisten Gustav Mahler. Alma, die fünf Jahre älter war als er und die ihn nach drei Jahren engen Zusammenlebens bitter enttäuschte (sie heiratete später den Dichter Franz Werfel), regte ihn zu vielen Bildern an. Das berühmteste, „Die Windsbraut“ (1914), zeigt ihn und die geliebte Frau auf einem Wrack im Weltmeer. Ein symbolisches Bild, das den Untergang seiner Welt darstellen soll.

Vom Erlös dieses Bildes kaufte er sich ein Pferd und meldete sich freiwillig nach Ausbruch des Weltkrieges zum Dienst bei der Kavallerie. 1916 wird er in Galizien bei einem Patrouillenritt schwer verwundet. In Dresden, wo er einen Teil seines Genesungsurlaubs verbringt, wird er nach Kriegsende Professor an der Akademie und bleibt es bis 1924.

Die folgenden neun Jahre sind mit Reisen durch Europa, Afrika und den Nahen Osten ausgefüllt. Die neue Welt, die sich ihm dabei öffnet, hält er in herrlichen Bildern fest. Von 1924 bis 1930 malt er neunzig Bilder, davon sechzig Landschaften. Seine berühmt gewordenen italienischen, englischen, französischen und afrikanischen Landschafts- und Städtebilder stammen aus dieser Zeit. Zwischendurch gab es Ausstellungen seiner Bilder in Zürich, London, Mannheim und Paris.

1933 war er wieder in Wien. Doch schon 1934 flüchtete er vor dem drohenden „Anschluß Österreichs an das Reich“ nach Prag, der Heimatstadt seines Vaters. Während der vier Jahre, die er sich in der Tschechoslowakei aufhielt, malte er sechzehn Landschaften, meist Prag und die Moldau, aber auch Porträts, darunter das von Thomas G. Masaryk.

In Prag lernte er im Hause von Dr. Palkovsky dessen Tochter Olda kennen, mit der er im Oktober 1938, wieder aus Furcht vor dem deutschen Einmarsch, Prag für immer verließ. Mit einer der letzten Maschinen und zehn Pfund Handgepäck kamen sie in London an. „Ich brannte mit einem jungen Mädchen und ohne Geld nach England durch“, schreibt er später.

Wieder einmal stand er mittellos da. Doch auch in England halfen ihm Freunde weiter. Und Kokoschka verdiente seinen und seiner Freundin Lebensunterhalt mit Porträtmalerei. Als einen der ersten malte er den Sowjetbotschafter Maisky für ein Honorar von 1000 Pfund. Das Geld stiftete der Maler allerdings dem Spital von Stalingrad mit dem Hinweis, daß davon deutsche und russische Soldaten gepflegt werden müßten.

In einer Mansardenwohnung im Mayfair-Viertel von London fanden sie Unterkunft. Als im September

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 21

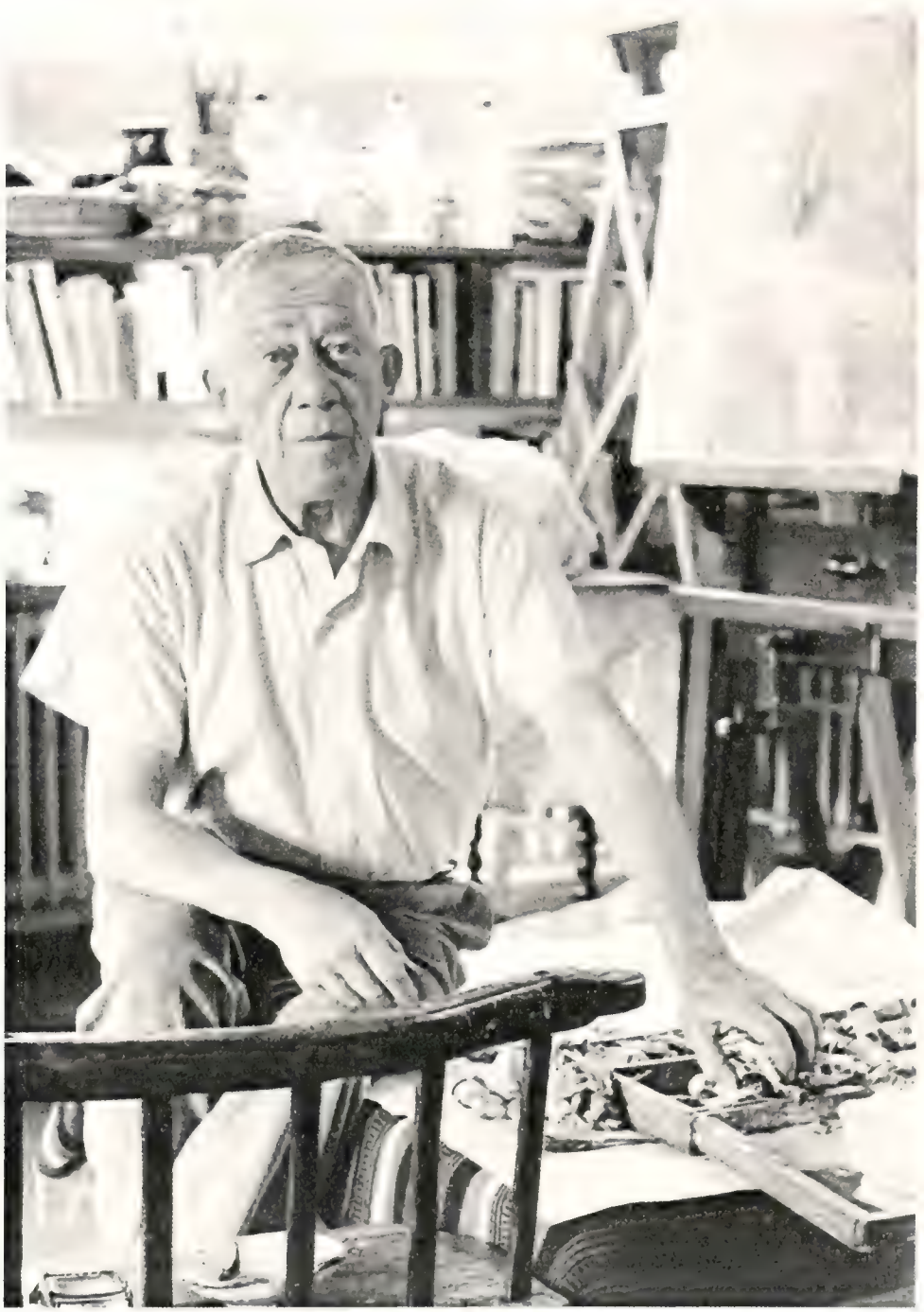
1940 die Luftangriffe begannen, weigerten sie sich, den Luftschutzbunker aufzusuchen, „wo man sich nur Rheumatismus oder Schlimmeres holen konnte". Ein wichtiges Ereignis fand wenig später statt. Kokoschka berichtet: „Im Jahre 1941 heiratete Olda mich. Das Standesamt war in einem Luftschutzkeller . . . Es war keine Zeit zum Feiern; so sind wir abends ins Kino gegangen." Das Ehepaar erhielt 1947 die englische Staatsangehörigkeit und blieb bis zum Jahre 1953 in England.

Nach der Machtergreifung hatten die Nationalsozialisten 417 Gemälde Kokoschkas aus deutschen Museen entfernt. Ein Teil davon wurde gegen begehrte Devisen von den Machthabern des Dritten Reiches ins Ausland verkauft, einige Werke sind jedoch bis heute unauffindbar geblieben. Als 1937 die Ausstellung „Entartete Kunst" gezeigt wurde, waren auch neun Gemälde Oskar Kokoschkas dabei. Er malte daraufhin ein Selbstbildnis und nannte es spöttisch „Porträt eines entarteten Künstlers".

Eine Art Genugtuung wurde ihm erst 1950 zuteil, als im Münchner „Haus der Kunst" eine Ausstellung seiner Werke stattfand, darunter das bekannte Porträt des deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss.

1953 ziehen Oskar und Olda Kokoschka von London in die Schweiz nach Villeneuve am Genfer See. Dort malt der inzwischen 67jährige unter anderem das aufsehenerregende Triptychon „Thermopylae". Wieder packt ihn die Reiselust. Amerika, Nordafrika und Israel sind die Ziele. Neben großen Gemäldezyklen („King Lear", „Odyssee") entstehen groß angelegte Stadtlandschaften (Berlin, New York) und Porträts (darunter Konrad Adenauer). Kaum ein europäisches Museum von Rang, das nicht eine Kokoschka-Ausstellung veranstaltet. Auch in New York findet eine statt. Eines seiner letzten Werke wird das Mosaik „Ecce Homines" für die Hamburger Nikolaus-Kirche. Am 22. Februar 1980 stirbt Oskar Kokoschka in Villeneuve, kurz vor seinem 94. Geburtstag.

Man nennt Kokoschka oft den bedeutendsten Vertreter des österreichischen Expressionismus. Das ist zwar richtig, doch macht man es sich damit ein wenig zu einfach. Wenn er in kühner Pinselführung seine starken Farben auf die Leinwand setzt, sind zweifellos expressionistische Züge vorhanden. Andererseits zeigt er in seinen zarten Aquarellen, in einigen Landschaftsbildern und Por-



In Salzburg gründete Kokoschka 1953 seine „Schule des Sehens". Den Schülern versprach er nicht etwa, sie zu Kunstmalern auszubilden, „sondern ihnen nur die Augen zu öffnen für das, was Kunst ist"

„Sehen ist ein Erlebnis, das man mit dem individuellen Bewußtsein aufnimmt, wenn man sich sofort bemüht, es als Ereignis festzuhalten. Dies ist eine Gabe des Bewußtwerdens, das uns vom Tier unterscheidet"

träts deutliche Einflüsse auch anderer Stilrichtungen bis hin zum Impressionismus. Seine Frau Olda bestätigt, daß er nicht als „Expressionist" eingestuft werden wollte: „Er fühlte sich immer unabhängig und nicht zu einer bestimmten, eng begrenzten Malepoche gehörig."
Kokoschka selbst sagt in seinen Erinnerungen: „Was man heute mit Expressionismus bezeichnet, konnte nur in Deutschland entstehen, wo Kunst in die Masse, an den »Neuen Menschen« getragen werden sollte, zum Unterschied vom Jugendstil, der bloß die Oberfläche des Lebens verschönern wollte und sich nicht an das Innere des Menschen wendete. Expressionimus war eine Zeiterscheinung, keine Kunstmode."
Frau Olda berichtet: „Schon bei seinen allerersten Porträts warf man ihm vor, daß er den Leuten »die Haut abzog«, weil ihr Nervensystem ihm stets wichtiger war als ihre Empfindlichkeit und Empfindsamkeit. Das Wichtigste und Auffälligste waren für ihn ihre persönlichen Eigenschaften."
Als er im Jahre 1910 den berühmten Schweizer Naturforscher Auguste Forel porträtieren sollte, sagte Forel zu seiner Frau: „Doktor X. hat mir heute einen Maler gebracht. Der will meine Seele malen – das wird was geben!" Als das Bild fertig war, erklärte die Familie: „Das ist nicht unser Vater, solch totes rechtes Auge und solch verkrampfte Hände hat er nicht." Zwei Jahre später erlitt Forel einen Gehirnschlag, der zur Lähmung der rechten Körperhälfte, vor allem auch des rechten Auges und der rechten Hand führte. Das Auge glich zu jenem Zeitpunkt genau dem Auge auf Kokoschkas Bild, und die rechte Hand hing genauso bewegungslos herab. Der Architekt Adolf Loos, ein Freund und Förderer Kokoschkas, sagte damals zu ihm, er sehe alles mit Röntgenaugen.
Nur selten hat ein Maler vom Rang Kokoschkas genau geschildert, wie er bei seiner Arbeit vorging: „Wenn ich Porträts male, geht es mir nicht darum, das Äußerliche eines Menschen, den Rang der Attribute seiner geistlichen und weltlichen Prominenz oder bürgerlichen Provenienz festzuhalten. Es gehört ins Gebiet der Historie, Dokumente der Nachwelt zu überliefern. Was die Gesellschaft früher an meinen Porträts schockierte, war das, was ich in einem Gesicht, im Mienenspiel, in Gebärden zu erraten suchte, um dies in meiner Bildersprache als Summe eines Lebewesens in einem Gedächtnisbild wiederzugeben. Ein Mensch ist kein Stilleben, selbst ein Toter nicht . . .
Zu meinen Bildern mache ich kaum Vorzeichnungen, sondern beginne sofort zu malen, weder Routine noch Technik helfen mir dabei. Ich hänge sehr davon ab, einen geistigen Eindruck festzuhalten. Ich male das, was mir im Gedächtnis bleibt; sei es im Gesicht eines Menschen der Blitz des Auges, eine kleine Veränderung der Miene, die eine innere Bewegung verrät, oder in einer Landschaft ein Wasserlauf, der plötzlich die Stille unterbricht, ein grasendes Tier, das mir erst die Ferne, die Höhe eines Bergzuges bewußt macht, ein einsamer Wanderer, dessen Schatten sich mit dem Einbruch des Abends verlängert.
Dies Erlebnis zu nennen, ist ein großes Wort; es ist einfach das, was mich vor der Natur sehend macht. Darum kann ich nur Porträts von Menschen malen, an denen mir etwas Sehenswertes aufgefallen ist, keine mit Orden behängten Herren oder mit Perlenketten garnierte weibliche Kleiderstöcke . . .
Wenn ich immer versuchte, meine Modelle durch Gespräche zu unterhalten, geschah es, um sie davon abzulenken, daß sie beobachtet wurden. Meine Neugier war nie darauf gerichtet, von meinen »Opfern«, wie ich sie gerne nenne, persönliche Bekenntnisse, Privates, Intimes zu erfahren . . . Es bedarf manchmal einer langen Erfahrung im Umgang mit Menschen, eine oft in der Konvention verschlossene Persönlichkeit wie mit einem Büchsenöffner ans Licht zu bringen. Oft prätendiert einer auch, etwas zu sein – dies geschieht bei jungen Menschen fast immer –, was nicht in ihm ist. Eine Larve, die nicht zum Schmetterling wird."
Statt Porträts so zu malen, daß jede Einzelheit fast fotografisch genau wiedergegeben oder in katzbuckelnder Schmeichelei verschönt wurde, versuchte Kokoschka in seinen Bildern das eigentliche Wesen des Menschen, seine „Seele", seine Stimmungen und Gefühle wiederzugeben.
„Manche Leute haben sich beklagt", schreibt er einmal, „daß ich sie älter mache, als sie sind; aber das ist richtig so. Der Porträtist, der alle Züge eines Gesichts beobachtet und sie in seinem Gemälde noch verstärkt, arbeitet nur heraus, was die Zeit selbst ans Licht bringen wird. Darum sagten manche später: Das Bild, das Sie gemalt haben, wird mir von Jahr zu Jahr ähnlicher."
Seine berühmten Städte-„Porträts" und visionären Landschaftsgemälde begann er nach dem Ersten Weltkrieg zu malen. Dresden war die erste Stadt, die ihn 1919 zu einem großen Stadtbild inspirierte. Nach den erschütternden Kriegserlebnissen hat er geäußert, daß er wie ein Geschichtsschreiber die letzte Chance nutzen wolle, der Nachwelt die Welt so zu schildern, wie sie gewesen ist. Von den elf in England gemalten Bildern – meist Themselandschaften – sagte er: „Meine Londoner Bilder sind bereits historisch geworden, weil sich der Fluß ebenso wie die Silhouette der Stadt und das Schicksal Englands seither zur Unkenntlichkeit verändert haben."
Obwohl Kokoschka sich in keine politische Richtung einordnen lassen wollte und ihm das Wort „Politik" verhaßt war, muß hier doch auf eine besondere Art seiner Bilder hingewiesen werden, die man durchaus als „politisch" werten muß. Sie entstanden vor allem in London. Dazu gehören „Die Loreley" (1942), auf dem er die Königin Viktoria und das Ende von Englands Seemacht beschwört, „Alice im Wunderland" (1942), ein makabres Bild vom „Anschluß" Österreichs, und „Das rote Ei" (1939–1941), eine Vision über die Tschechoslowakei.
Das symbolische Triptychon „Thermopylae" entstand erst 1954 in der Schweiz. Es behandelt die Perserkriege als aktuelles Ost-West-Thema. Den russischen Einmarsch in die Tschechei geißelt er symbolisch in den elf Kaltnadelradierungen zur antiken Komödie „Die Frösche" von Aristophanes. „Nicht weil ich politisch engagiert gewesen wäre, sondern in der Absicht, die Augen der anderen zu öffnen dafür, wie ich den Krieg ansah", rechtfertigt er diese Bilder. Im übrigen protestierte er auch öffentlich in England, als er von den Bombenteppichen auf deutsche Städte hörte, vor allem von denen, die auf sein geliebtes Dresden fielen.
Oskar Kokoschka war kein Mann, der mit seiner Meinung hinter dem Berg hielt. „Die meisten Menschen möchten bloß zuhören, schwatzen und anderen folgen", sagte er einmal. „Das konnte ich nicht – darum bin ich zeit meines Lebens mehr oder weniger ein Außenseiter gewesen."
In seinen Stücken, in vielbeachteten Vorträgen und Artikeln hat der wortgewandte Kokoschka viel über Malerei, Leben und Kunst ausgesagt. Dies aber ist einer seiner schönsten Sätze: „Die Kunst hat die Aufgabe, Gefühle zu vermitteln – darum muß ihr Inhalt menschlich sein." *Erich W. Wolf*

Fotos: bpk, Blauel-Bavaria, Dreyer, Hirsch, Kleinhempel

Wer heute an morgen denkt, rechnet mit uns.

Sie haben Pläne für die gemeinsame Zukunft – Anschaffungen für Ihre Wohnung, vielleicht eine größere Urlaubsreise und später die Eigentumswohnung oder ein eigenes Haus.

Mit einer erfahrenen Bank wie der Deutschen Bank können Sie viel für die Verwirklichung Ihrer Wünsche tun. Wir geben Ihnen nicht nur das Geld dazu, wir machen Ihnen auch die Rückzahlung so leicht wie möglich.

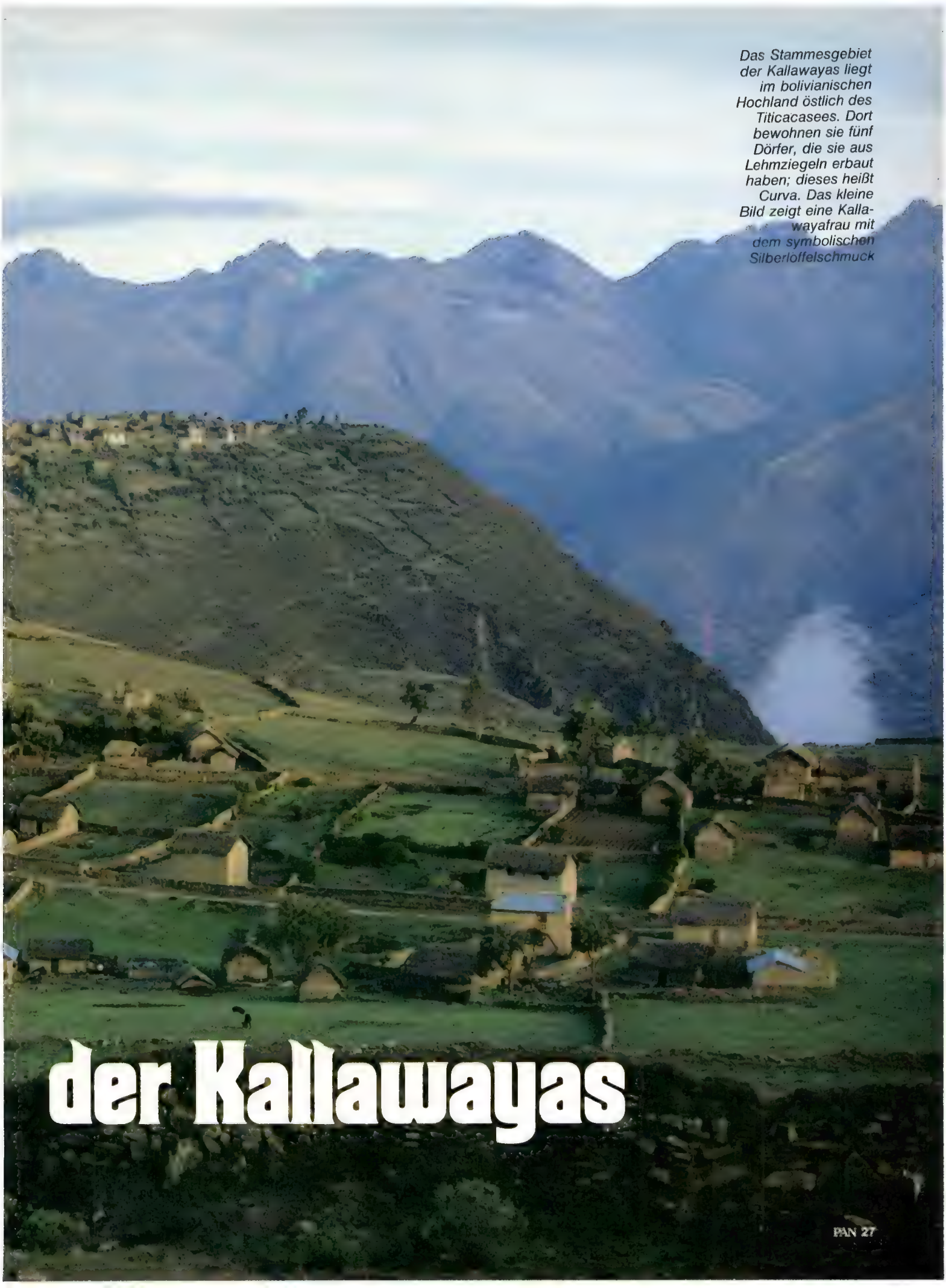
Und wir beraten Sie umfassend, wie Sie schon heute den Grundstein für ein kleines Vermögen legen und wie Sie es erfolgreich ausbauen. Damit Sie morgen finanziell gut abgesichert sind.

Sprechen Sie mit uns. Denn unser Service ist es wert.

Deutsche Bank

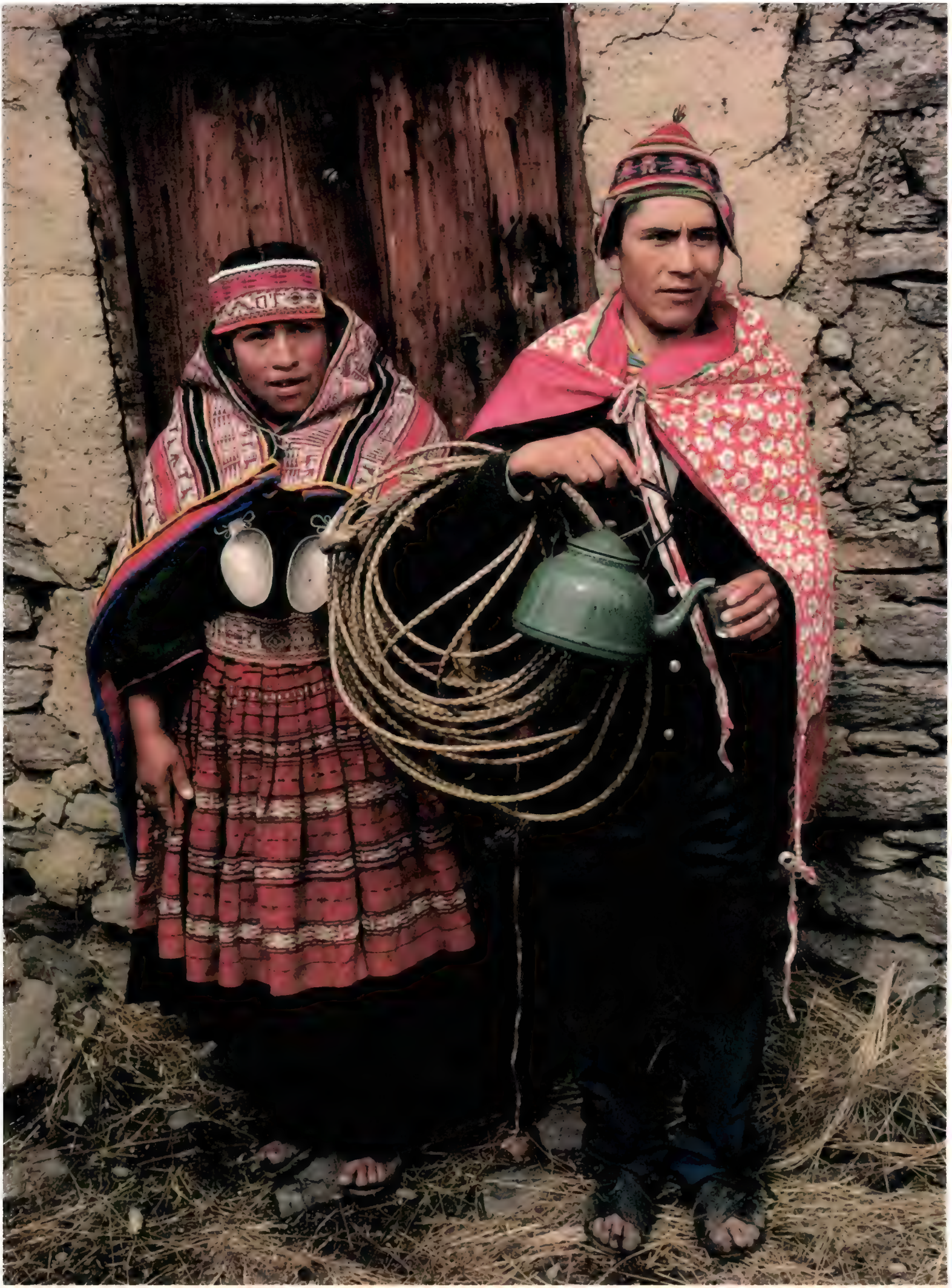
Die magische Welt

Als wandernde Medizinmänner sind sie berühmt, als Zauberer noch immer gefürchtet

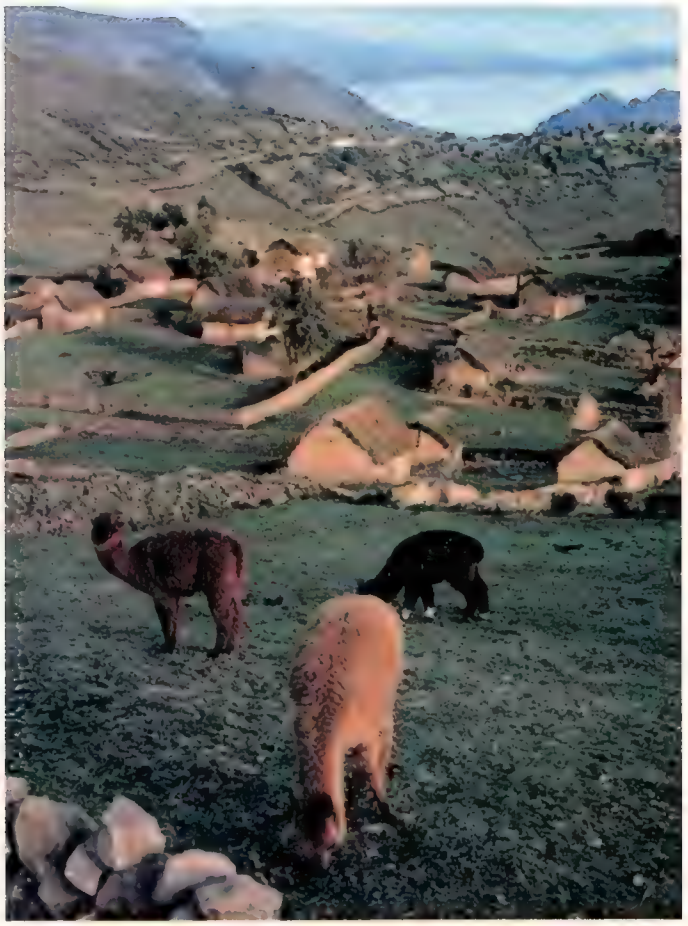


Das Stammesgebiet der Kallawayas liegt im bolivianischen Hochland östlich des Titicacasees. Dort bewohnen sie fünf Dörfer, die sie aus Lehmziegeln erbaut haben; dieses heißt Curva. Das kleine Bild zeigt eine Kallawayafrau mit dem symbolischen Silberlöffelschmuck

der Kallawayas



Schon ihre Kleidung verrät das Besondere



Eigentlich sind die Kallawayas ein Bauernvolk. Die Feldarbeit jedoch müssen die Frauen und Kinder verrichten. Der Boden um das Dorf ist karg und bietet nur den genügsamen Lamas ausreichend Futter

Die Kallawayafrauen lieben Schmuck, die Männer sind mehr für praktische Dinge. Selbstbewußt zeigen sie ihren Reichtum, und mit der Farbenpracht ihrer Kleidung versuchen sie sich von anderen Stämmen zu unterscheiden. Der ganze Stolz dieses Indios ist offensichtlich der neue Teekessel

Über solche Fußpflüge staunten schon die spanischen Eroberer (links). Der Mann aber schärft die Pflugschar nur, arbeiten damit muß die Frau

Beim Jaguartanz sind Fremde unerwünscht

Baumtanz in Curva. Paarweise ziehen die Kallawayas durch ihr Dorf; dann tanzen sie um den Baum, wobei bunte Bänder um den Mast geschlungen werden (u. l.). Das Ganze erinnert an einen Maitanz und ist vielleicht von den Spaniern übernommen

Ein Kallawaya aus Chuma spielt die „quena", die Flöte der Hochlandindianer. Die meisten Lieder erzählen von Liebe und Haß, manche aber auch von der Zauberkraft berühmter Kallawaya-Medizinmänner

Männer aus dem Dorfe Chuma tanzen zu Ehren des mächtigen Jaguars in einem Feld junger Maispflanzen. Die Indios glauben, daß sie vom Jaguar abstammen. Aber diesen Glauben und alle damit verbundenen Handlungen verbergen sie vor Fremden

Große silberne Löffel sind der auffallendste Schmuck, den die Kallawayafrauen tragen. Der Bräutigam schenkt sie der Braut zur Hochzeit; sie sind Sinnbild dafür, daß die Frau für die Nahrung zu sorgen hat

Für Nahrung und Kleidung sorgt die Frau

Seit Jahrhunderten weben die Kallawayafrauen die Kleidung auf einem Webstuhl am Boden. Die Taschen der Männer gestalten sie besonders farbenfroh, das angehängte Geld soll den Reichtum andeuten. Bevor die Kallawayas zu ihren Wanderungen aufbrechen (unten die typische Tracht), sammeln sie in den Bergen Heilkräuter

Lange schon wollte der englische Völkerkundler Ralph Bolton eine Zaubermesse der am Titicacasee in Bolivien lebenden Kallawaya-Indianer miterleben; doch es gelang ihm nicht, so sehr er sich auch bemühte. Die Kallawayas, Hexenmeister und Medizinmänner zugleich, waren stets freundlich zu ihm; wurden sie aber auf ihre Zauberkünste angesprochen, verschlossen sich ihre Mienen.
Dann kam der Zufall ihm zu Hilfe. Bei seinem Freund Victor Parrillo war eingebrochen worden. Im Verdacht stand der Hochlandindianer Humpiri, bewiesen allerdings konnte ihm nichts werden. Daraufhin erzählten Boltons indianische Diener einem Kallawaya, der Heilkräuter verkaufend ins Dorf gezogen kam, von dem Dieb und baten ihn, diesen mit seinem Zauber zu bestrafen.
Der Zauberer willigte ein. Doch als er hörte, daß an dieser Session auch ein Weißer teilzunehmen wünschte, schulterte der Kallawaya seine Heilkräutersäcke, um wortlos von dannen zu gehen. Boltons Diener jedoch waren hartnäckig, verwickelten den Zauberer in ein schier endloses Palaver, und zum Erstaunen aller war der Kallawaya schließlich einverstanden. Natürlich war sein Preis hoch. Er verlangte 140 Soles.
Als Termin wurde der nächste Abend angesetzt. Der Zauber sollte am Tatort im Hause von Don Victor Parrillo stattfinden, und der Kallawaya stellte eine Liste von Gegenständen zusammen, die er dafür brauchte: das Horn eines Ochsen, eine Kerze, die ein Toter in der Hand gehalten hatte, Erde vom Dorffriedhof, ein Stück Holz von einem Totenkreuz, Haare von einer schwarzen Katze und Wolle von einem dunklen Schaf, ein schwarzes Schafsfell, ein schwarzes Tuch, einen schwarzen Poncho, drei Nähnadeln und einen Ziegelstein.
Die Sitzung begann. Der Hexenmeister hatte einen Altar aufgebaut, über den er erst den schwarzen Poncho breitete und darüber noch ein schwarzes Tuch. Aus dem Holz des Grabkreuzes fertigte er ein Kreuz, am Kopfende brannte die Totenkerze, und die Zuschauer mußten sich auf drei Seiten um den Zauberaltar setzen. Aus einem schwarzen Tuch schnitt der Kallawaya dann die Figuren einer Frau und eines Mannes, die er auf dem Altar in ein Bett aus Schafwolle legte; darüber streute er geriebene Kokablätter, die er aus seinem Kräutersack geholt hatte. Dann begann er mit einer Singsangstimme den Dieb anzuklagen, der für diese Sünde sterben müsse.
Don Victor mußte den Namen des Mannes nennen, den er im Verdacht hatte, und der Zauberer antwortete, wenn Humpiri es gewesen sei, so werde er sterben, andernfalls bleibe er am Leben und es werde ihm kein Haar gekrümmt.
Aus dem Singsang wurde Gekreisch, das den Zuschauern durch Mark und Bein ging. Dann wieder murmelte der Hexenmeister nicht enden wollende Gebete, verrichtete nebenbei Kulthandlungen mit dem Kreuz und dem Ochsenhorn und beschwor so dramatisch Luzifer und andere böse Geister, den Dieb mit dem Tode zu bestrafen, daß den Zuschauern kalte Schauer über den Rücken jagten. Um drei Uhr früh war die „schwarze Messe" zu Ende, alle Teilnehmer

Bitte umblättern

Die Kallawayas leben in den Dörfern Curva, Chuma, Chari, Watta-Watta und Chajaya am Titicacasee

Fortsetzung von Seite 33

mußten feierlich versprechen, kein Wort davon zu erzählen, sonst würde der Zauber nicht wirken.

Einige Zeit später berichteten die Diener aufgeregt Ralph Bolton, der Hochlandinianer Humpiri sei bei einem Fluchtversuch von der Polizei erschossen worden. Das geschah in unserer Zeit, vor etwa zehn Jahren.

Seit eh und je werden die Kallawayas in ganz Südamerika als Medizinmänner hoch verehrt und zugleich als Hexenmeister gefürchtet, da sie nach der Überzeugung der Indianer über andere Menschen Macht ausüben und sogar den Tod herbeizaubern können. Sie stammen ebenso wie die Inkas aus dem Land um den Titicacasee, wo die letzten des Volkes heute noch leben. So weit ihre Geschichte zurückzuverfolgen ist, berichtet sie von den Kallawayas als Medizinmänner und Hexenmeister. Der Name stammt wohl von den Aymara-Worten „golla", was Medizin heißt, und „waya", was so viel wie herumtragen bedeutet.

Die Kallawayas waren mämlich immer schon wandernde Medizinmänner und Zauberer, die bereits vor 500 Jahren bei den Inkaherrschern in Cuzco und anderen Städten im Reich der Sonne in höchstem Ansehen standen. Wußten sie doch am besten von allen Indianern um die Wirksamkeit von Heilkräutern, die sie wie kein anderer zu nutzen verstanden.

Nach der Pflanzenblüte im späten Frühjahr brachen sie auf mit ihren „chuspas", ihren berühmten Taschen, die bis obenhin mit getrockneten Heilkräutern gefüllt waren. Manchmal dauerte ihre Wanderung durch die Dörfer und Städte Perus, Ekuadors, Chiles und sogar Argentiniens fünf Jahre, sie liefen Tausende von Kilometern, bis sie für eine Weile wieder in ihr Dorf am Titicacasee zurückkehrten. Der Inhalt ihrer Taschen war ihr größtes Geheimnis, das sie nur ihren Söhnen weitergaben.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang es dem englischen Geografen und Heilkräuterfachmann Sir Clement Markham, etwas von dem Geheimnis zu lüften. Markham schrieb: „Seit urgrauer Zeit sammeln die Kallawayas Kräuter und Wurzeln . . . Ich habe eine Liste der von ihnen verwendeten Pflanzen gemacht und derjenigen, die in den Schriften der alten Chronisten erwähnt wurden . . . Auch habe ich von vertrauenswürdigen Personen eine Liste derjenigen Pflanzen, die noch immer von den Hochlandindios verwendet werden. Und es ist beeindruckend: Der größte Teil dieser Heilpflanzen befindet sich noch heute in den Taschen dieser reisenden Heiler . . ."

Neben den Heilkräutern hatten die Kallawayas auch noch eine Reihe von Zauberkräutern in ihren Säcken, ebenso verschiedene Amulette, die meist aus Alabaster geschnitzt waren. Magische Kräfte bekamen sie allerdings erst, wenn sie direkt von einem Kallawaya-Zauberer gekauft oder wenigstens geweiht wurden. Dabei murmelte der Zauberer unverständliche Sprüche und rieb das Amulett mit Lamafett ein.

Je gefährlicher der Gott, um so größer das Opfer

Die Kallawayas waren immer stolz auf ihre Heilkunst und ihre Magie, aber auch auf ihre Intelligenz. Sie kleideten sich bunt, mit blauer Kniehose, buntgestreiftem Poncho und rundem Strohhut, um schon damit den Abstand zur gewöhnlichen Bevölkerung hervorzuheben. Auch liebten sie es, ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Sie hatten ihre eigene Sprache, zudem redeten sie perfekt Aymara und Spanisch.

Zwar versuchten die spanischen Mönche, die gleich nach den Eroberern ins Land kamen, den Kallawayas den christlichen Glauben beizubringen. Gelungen ist dies allerdings nur zum Teil. Wie beinahe alle anderen Indianer in Südamerika glauben auch die Kallawaya zwar an Jesus Christus, murmeln bei ihren Beschwörungen sogar christliche Gebete; zugleich aber beten sie zu ihren Göttern, meist zu Pachamama, der Naturgöttin. Sie ist die Mutter Erde, die uns erhält. Pachatata, ihr Gemahl, ist der Sonnengott, der den Lebewesen die Lebenswärme spendet. Neben diesen beiden verehren die Kallawayas noch eine Reihe guter und böser Götter. Den bösen bringen sie sogar Opfer. Und je gefährlicher eine Gottheit ist, desto größer ist die dargebrachte Gabe. Solche Überirdischen sind mit einem Kaninchen nicht zufrieden, die verlangen ein Lama oder gar ein Schwein.

Wie sich die Kallawayas in vielen Dingen des Lebens von den anderen Indianern unterscheiden, so ist auch ihre Hochzeitszeremonie einzigartig in Südamerika. Die Hochzeitsnacht findet erst am dritten Tag statt, und das im Haus des Paten. Zuvor überreicht dieser dem Bräutigam eine Peitsche, mit der er seine schreiende und weinende Frau so lange zu schlagen hat, bis der Pate Einhalt gebietet. Auf die Schmerzensschreie folgt nun Gelächter, dem Mann wird ein Huhn, der Frau ein Hahn geschenkt als Symbol der Fruchtbarkeit, und dann verschwinden beide in einem Gemach.

Nach altüberliefertem Brauch machte der junge Ehemann sich nach ein paar Monaten um Mitternacht mit einem prall gefüllten Kräutersack auf den Weg in ferne Länder. Während seiner Abwesenheit durfte sich seine Frau nicht waschen, kämmen, auch keine neuen Kleider anziehen – denn das alles sollte nur für den eigenen Mann geschehen. Kehrte der Mann nach Monaten oder gar erst nach Jahren zurück, so hatte sie ihn vor dem Dorf zu erwarten. Begrüßte er sie froh, so war alles in Ordnung. Ging er aber schweigend an ihr vorbei, so blieb der Frau nur noch der Selbstmord.

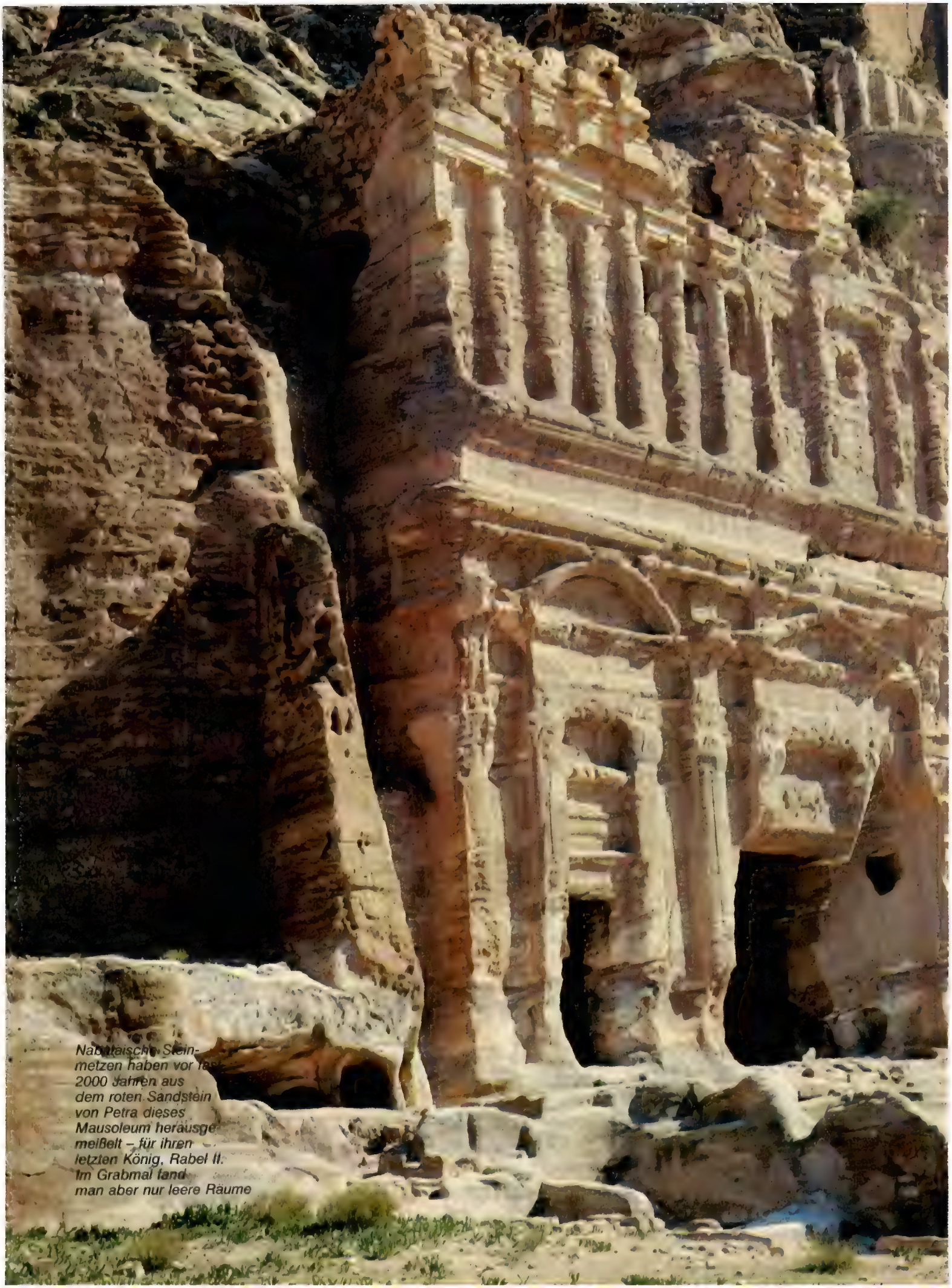
Auch heute noch wird von jung verheirateten Kallawayas erwartet, daß sie ihren Kräutersack schultern und damit auf Wanderung gehen. Die Zahl ihrer Anhänger wird jedoch immer kleiner, da die moderne Medizin den Heilmethoden der Zauberer überlegen ist. Manche der Heilmethoden und manches Heilkraut, das den Urgroßvätern noch großen Erfolg bescherte, dürfte inzwischen auch vergessen sein. Und man hört schon lange nichts mehr davon, daß sich eine Kallawayafrau nach der Rückkehr ihres Mannes umgebracht hätte. *Fred Madersbacher*

Fotos: Loren McIntyre

Auf den Spuren Michelangelos...

...nach Mittelitalien. In die traumhafte Toskana. Ins zauberhafte Florenz. Augen schließen und träumen – von mittelalterlichen Städtchen, prunkvollen Kirchen, Klöstern und Palästen. Von den Uffizien, der berühmten Gemälde-Galerie, der Brücke Ponte Vecchio und dem herrlichen Boboli-Garten in Florenz. Von Pisa mit seinem Dom und dem „Schiefen Turm" und von Siena mit seinem Campo. Von sonnigen Ferientagen an den Badeküsten der Versilia oder den Stränden der Insel Elba. Von traditionellen Festen, wie dem „Palio di Siena", dem Florentiner „Calcio" oder dem „Sarazenen-Turnier" in Arezzo. Und von der verführerischen toskanischen Küche und dem weltberühmten Chianti-Wein.
Wer da nicht auf den Geschmack kommt...
HB-Bildatlas Florenz und Toskana: 100 Seiten, mit ca. 180 aktuellen Farbfotos, Touristik-Informationen von A–Z, Wo-gibt-es-was?-Seiten, Übersichtskarte, 9 Autowanderkarten und einer Innenstadtkarte von Florenz.
Der neue HB-Bildatlas: jetzt überall, wo es Zeitschriften gibt. Für DM 7,80.

HB Bild atlas
Mehr entdecken.
Mehr erleben.



Nabatäische Steinmetzen haben vor fast 2000 Jahren aus dem roten Sandstein von Petra dieses Mausoleum herausgemeißelt – für ihren letzten König, Rabel II. Im Grabmal fand man aber nur leere Räume

In den Bergen zwischen dem Roten und dem Toten Meer, im Westen des heutigen Königreichs Jordanien, liegt eine ganz besondere Stadt: Petra, die einstige Metropole der Nabatäer. Ihre Felsenbauten, Grabmäler und Heiligtümer sind das mächtige Denkmal einer längst versunkenen Zeit und eines längst untergegangenen Volkes

PETRA

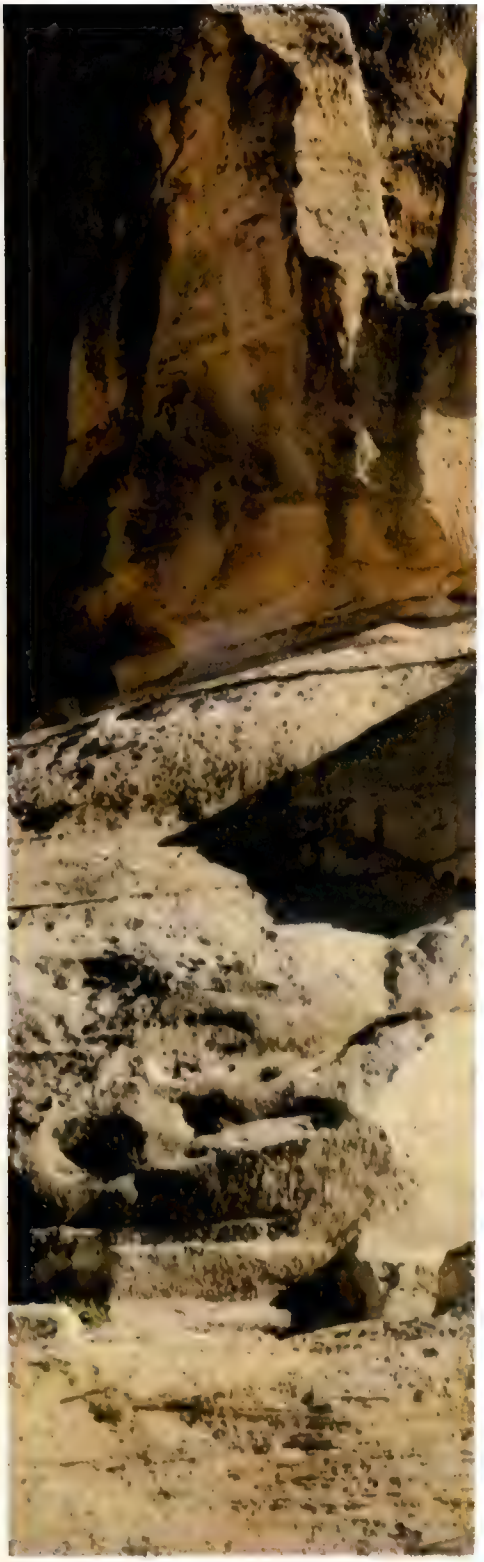
Das Königreich in der Wüste

Daß sein Unternehmen ihn den Kopf kosten konnte, war dem Schweizer Forscher Johann Ludwig Burckhardt klar. Also entwickelte er eine Überlebensstrategie, studierte und übte arabische Sitten und Gebräuche bis zur Perfektion, kleidete sich als Moslem und machte sich dann im Sommer 1812 als „Scheik Ibrahim" über die „Straße der Könige" auf den Weg in die Berge zwischen dem Roten und dem Toten Meer.

Dort, in dem Gewirr der Schluchten, hoffte er die seit mindestens 600 Jahren vergessene Hauptstadt der Nabatäer zu finden, die sich alten Schriften zufolge von Nomaden zu einem hochentwickelten Kulturvolk gewandelt hatten und um die Zeitwende etwa 400 Jahre lang die Geschicke der damals bekannten Welt mitbestimmten.

Eines Morgens dann, nach vielem Suchen, schritt Burckhardt durch eine enge Schlucht, die sich plötzlich zu einem Felsenkessel weitete, und da stand der Forscher vor Petra, der verschollenen Stadt. Er war geblendet von den vielen Kunstwerken, die ihm in der flimmernden Sonne in den Ruinen und vor allem in den aus Sandsteinfelsen herausgemeißelten

Fortsetzung auf Seite 42



Das „Schatzhaus des Pharao" (oben) in der Felsenschlucht, die zur Stadt führt. Der Name täuscht, mit ägyptischen Herrschern hat es nichts zu tun; die „Khazne" ist vermutlich das Prunkgrab des Königs Aretas IV., unter dessen Regierung das Reich der Nabatäer eine Zeit hoher Blüte erlebte

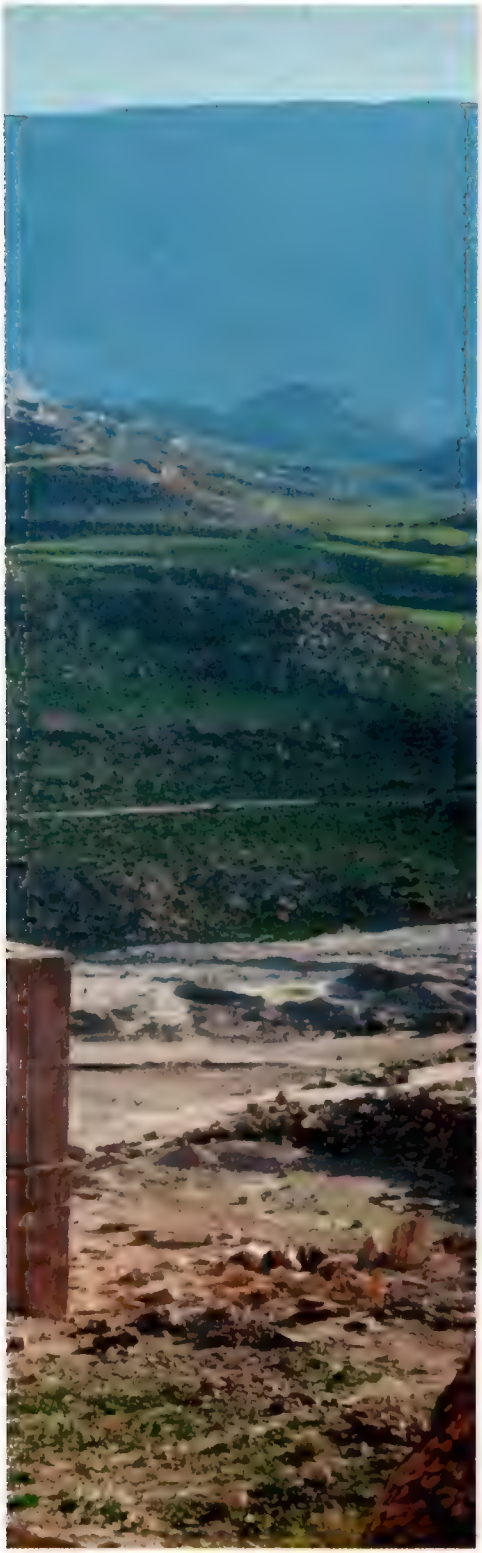
Rechts: Die Nekropole, die „Totenstadt" es-Sugra im Südwesten von Petra. Portale und Fensteröffnungen sind von den Lagerfeuern der Beduinen geschwärzt, die seit Jahrhunderten hier die rauhen Winter verbringen

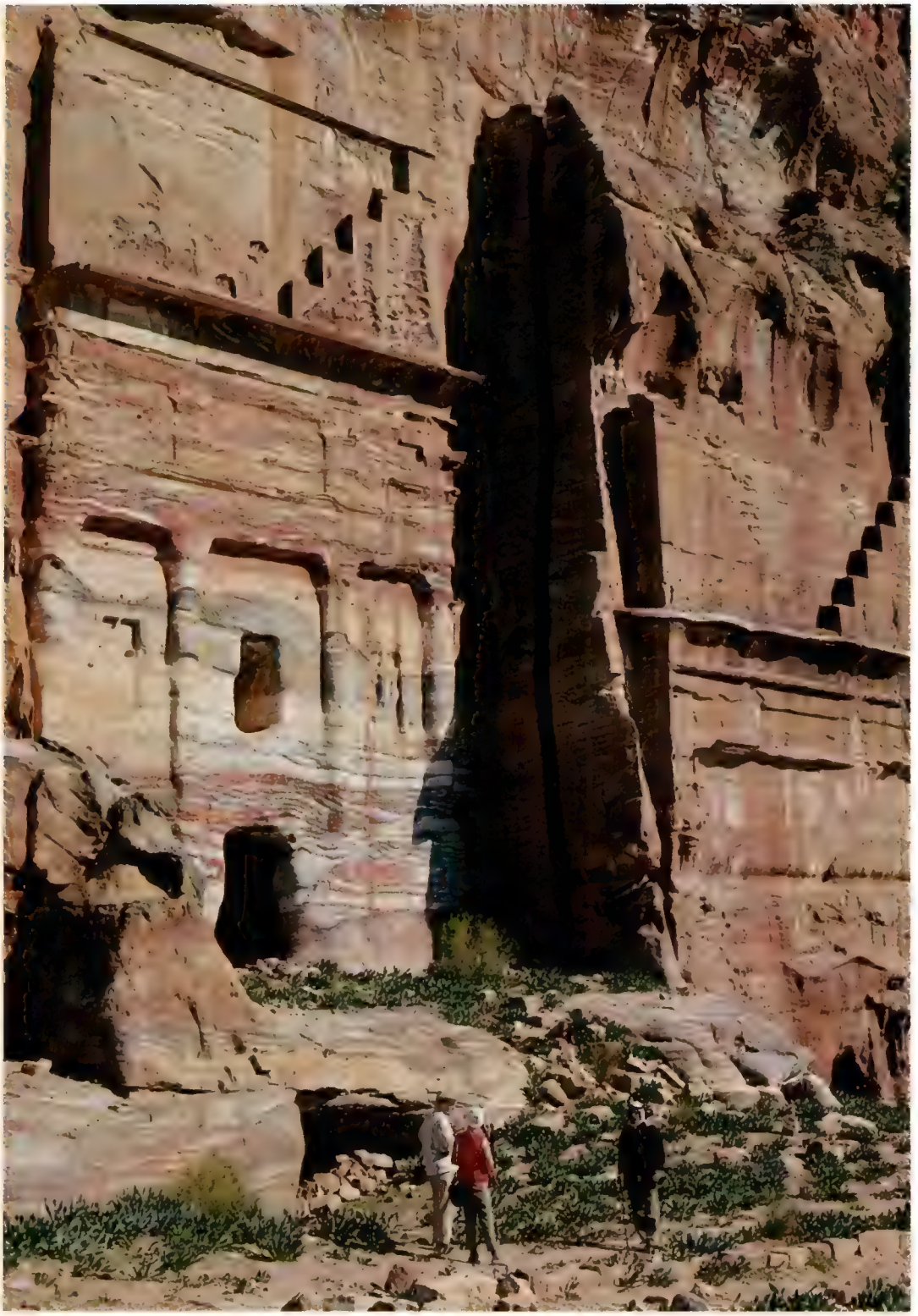
Kein Wohnpalast, sondern zwei Familiengräber, das untere in „antikem Barock". Die Spitzpfeiler oben und die Gestalt in der Nische versinnbildlichen die Seelen der Begrabenen

Eroten, geflügelte Liebesgötter der griechischen und römischen Kunst, findet der überraschte Besucher auf der Hochfläche Umm-el-Biyara oberhalb Petras (g. l.). Rätselhaft ist das „columbarium" links: Ein „Taubenhaus" war es sicherlich nie; vielleicht Aufbewahrungsort der Asche von Nicht-Nabatäern?

Kasr el-Bint, auch „Schloß der Pharaonentochter" genannt. Der Tempel hat die Erdbeben zweier Jahrtausende von all den Gebäuden, die aus Steinen errichtet wurden, noch am besten überstanden

Oberhalb des Theaters (g. r.) befindet sich eine große Opferstätte. Neben einem rechteckigen Altar und einem Liegeplatz zum Verspeisen des Opfermahls war dieser Altar mit runder Öffnung (r.) zur Aufnahme des Opferblutes bestimmt. Das Wasserbecken darunter diente der rituellen Reinigung





Die Hauptstraße der antiken Stadt ist wie der Sik, die Schlucht, durch die man Petra betritt, mit Kalksteinquadern gepflastert. An den Seiten standen Säulenreihen, durch ein mächtiges Tor kam man in den heiligen Bezirk des Tempels

Wegen der auffallenden Farben des Gesteins wird diese Begräbnisstätte das „Bunte Grab" genannt. Die Bedeutung und der Reichtum eines Nabatäers kamen in der Größe und Höhe seines Grabmals zum Ausdruck. Halbsäulen und Stufenornamente machen diese Ruhestätte zu einem Monument

Die Beduinen hielten die Monumente für das Werk eines zauberkräftigen Pharaos

Fortsetzung von Seite 37

Tempeln, Grabmälern und Palästen entgegenleuchteten.

Burckhardt jedoch blieb nicht viel Zeit zum Staunen. Fluchtartig mußte er die Ruinenstadt verlassen. Die in diesem Gebirge lebenden Beduinen erkannten in dem Fremden den „Ungläubigen", verfolgten ihn auf Schritt und Tritt und bedrohten zuletzt sogar sein Leben.

Den Beduinen war der Felsenkessel und vor allem der Dschebel Harun heilig, da nach ihrem Glauben dort oben Aaron begraben liegt, der Bruder des Moses. Zudem konnten sie nicht glauben, daß diese kunstvollen Bauwerke von Menschenhand aus dem Felsen gehauen worden sind. Nach ihrer Überlieferung hat zum Beispiel ein zauberkräftiger Pharao das Schatzhaus „Khazne Faraun" in den gewachsenen Fels hineingezaubert. Und als Burckhardt sich für das Schatzhaus, das eigentlich ein Grabmal war, zu interessieren begann, wurden die Wüstensöhne ernsthaft böse. Sie vermuteten in dem Ungläubigen einen Schatzräuber.

Trotz des kurzen Aufenthaltes in Petra gelang es Burckhardt, einen aufschlußreichen Reisebericht zu veröffentlichen. Der wiederum machte Altertumsforscher und Archäologen in ganz Europa neugierig, und in den nächsten 150 Jahren kam Erstaunliches über die Felsenstadt Petra und ihre Erbauer zutage. Die Nabatäer waren nicht nur exzellente Baumeister, große Künstler und hervorragende Steinmetze, sondern auch erfolgreiche Kaufleute, gewiefte Politiker und gerissene Intriganten. Ebenso aber auch tapfere Krieger, was nötig war, denn es gab immerzu Streit und Kriege um die Vorherrschaft auf den so gewinnbringenden Handelswegen wie der Seidenstraße und der Weihrauchstraße. Letztere wurde übrigens von den Nabatäern etwa 300 Jahre lang ständig kontrolliert.

Wo die Nabatäer herkamen, kann die Wissenschaft auch heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Man vermutet Arabien als ihr Ursprungsland.

Neun Meter hoch, krönt ein riesiges Hörnerkapitell mit einer Urne den Felsentempel auf dem Der-Plateau über Petra. Der Tempel ist auf den im Hintergrund sichtbaren Dschebel Harun, den Aronsberg, ausgerichtet – ein Wallfahrtsort schon vor den Zeiten der Nabatäer und auch heute noch

Diese Säulenstümpfe sind die Reste eines prächtigen Tempels. Die Nabatäer erbauten ihn um die Zeitenwende und weihten ihn einer Göttin, deren Reliefbild unter den Tempeltrümmern entdeckt wurde

Kleine Kunstwerke aus Ton, die man in Petra fand: daumengroße Negerköpfchen, dünnwandige, bemalte Gefäße, aufgezäumte Kamele, Lämpchen, Pferdeköpfe und Hausaltärchen. Auf diesem Opfertisch mit dem Adlerrelief lagen noch verbrannte Weihrauchkörner. Die in Petra hergestellten Tonlämpchen wurden im Alltag gebraucht, aber auch den Toten mit ins Grab gegeben. Die Nabatäer waren offenbar hervorragende Tonkünstler: Die Wandstärke mancher Gefäße beträgt nur einen Millimeter – das ist allerfeinste Handarbeit

Den ersten Hinweis gibt das Alte Testament (Gen. 25, 13–16): „Und das sind die Namen der Kinder Ismaels, davon ihre Geschlechter genannt sind: der erstgeborene Sohn Ismaels Nabajoth . . .“ Um 700 vor Christus dann war ein Wüstenstamm der Nabaiti auf den Schrifttafeln der Assyrerkönige verzeichnet, der ihnen Tribute zu zahlen hatte.

In der Geschichtsschreibung tauchen die Nabatäer im Jahre 312 vor Christus urplötzlich auf. Alexander der Große war gestorben, und seine Generäle rauften sich um das riesige Reich. Antigonos Monophtalmos nahm sich Kleinasien und Syrien, wurde aber aus Syrien von seinen einstigen Kampfgefährten Seleukos und Ptolemaios verjagt, die schließlich Monophtalmos wieder aus dem Land werfen konnte. Nach diesem Sieg schickte er seinen Feldherrn Athenaios mit 600 Reitern und 4000 Fußsoldaten gegen Petra, das ihnen kampflos in die Hände fiel, da das nabatäische Heer ebenfalls auf Kriegszug war.

Kreuzfahrer bauten in der Wüste bei Petra zwei Burgen

Mit ihrer Beute von 500 Talenten Silber und vielen Kamelladungen Weihrauch und Myrrhe zogen die Angreifer in die Vorberge und schlugen dort ihr Lager auf. Nachts dann wurden sie von den heimkehrenden Nabatäern überfallen und vernichtend geschlagen. Nur 50 Reiter sollen entkommen sein.

Schon tags darauf boten die Nabatäer den Griechen Frieden an. Die aber kamen nun mit 4000 Reitern und 4000 Fußsoldaten. Auch dieses Heer wurde in den engen Schluchten vor Petra besiegt. Diesmal bekamen die Nabatäer den gewünschten Frieden.

Die nächsten 150 Jahre müssen sie sich mit den mächtigen Nachbarn immer arrangiert haben; denn die antiken Schriftsteller erwähnen die Nabatäer mit keinem Wort. Die profitierten allerdings erheblich von den Kriegen zwischen den Ptolemäern und den Seleukiden, die in jener Zeit ständig um die Vorherrschaft im Vorderen Orient kämpften. Sie dehnten ihre Grenzen nach allen Seiten aus, und der Weihrauchhandel wurde zu ihrem Monopol, was ihnen großen Reichtum einbrachte: In den Tempeln der Mittelmeerländer wurde Weihrauch tonnenweise verbrannt.

Ihre Handelswege durch die Wüste hatten die Nabatäer geheimgehalten,

Bitte umblättern

Petra: Hauptumschlagplatz im Handel zwischen Südarabien und Mittelmeer

Die Römer machten das Nabatäerreich zu ihrer Provinz. Das war das Ende

Fortsetzung von Seite 43

anderen Völkern bekannte Straßen waren mit Wachtürmen militärisch gesichert. Vor Petra kreuzten sich die Weihrauchstraße und die Straße der Könige, die Hauptstadt selbst war Umschlagplatz für Waren aller Art aus Arabien, Afrika und Indien. In jener Zeit regierte Aretas I., der erste bekannte König.

Unter Aretas III. (87–62 v. Chr.) erstreckte sich das Reich von Damaskus im Norden bis hinunter nach Ägypten. Der König nannte sich selbst „Freund der Griechen", was sich in der Baukunst seiner Hauptstadt Petra auswirkte. Der hellenistische Stil prägte Tempel, Grabstätten und Paläste.

Wie sich die Nabatäer immer wieder mit ihren mächtigen Nachbarn geeinigt oder mit großzügigen Geschenken den Frieden erkauft hatten, verständigten sie sich auch mit den Römern, die sich mittlerweile im Vorderen Orient breitgemacht hatten. Benötigten die römischen Kaiser Hilfstruppen, so wurden sie stets prompt zur Verfügung gestellt, und nicht nur für einen römischen Sieg gaben die nabatäischen Dromedarreiter den Ausschlag. Gefürchtet waren auch die Bogenschützen, deren Treffsicherheit schon legendär war. Obwohl bereits römische Vasallen, konnten die nabatäischen Könige sich so völlige Freiheit bewahren.

Als im Jahre 40 v. Chr. der römische Senat Herodes, Sohn des Antipater, zum König von Judäa und Idumäa ernannte, erwuchs den Nabatäern ein mächtiger Gegner. Herodes verbündete sich mit der Ptolemäerkönigin Kleopatra, die ihn gegen die Nabatäer in den Krieg hetzte. Gleichzeitig schickte sie den Nabatäern ihren Kriegsstrategen Athenion, mit dessen Hilfe die Nabatäer Herodes besiegen konnten.

Der wiederum rüstete zu einem zweiten Feldzug und schlug die Nabatäer. Inzwischen hatte Kleopatra Schiffe ins Rote Meer bringen lassen, mit denen sie neue Handelswege eröffnen wollte. Die Nabatäer mußten nun um ihr Weihrauchmonopol fürchten und verbrannten im Jahre 30 v. Chr. Kleopatras Flotte.

Im selben Jahr kam der minderjährige Obodas III. auf den nabatäischen Thron. Ihm zur Seite stand Sylläus, ein gerissener Politiker. Sylläus kümmerte sich um die Staatsgeschäfte, der König um den Ausbau seiner Hauptstadt. Die Gräber an den Berghängen wurden immer größer und pompöser, ebenso die Tempel. Und Sylläus bekämpfte Herodes mit List und Tücke.

Er reiste nach Rom, zog Trauerkleidung an, warf sich damit vor Kaiser Augustus nieder und beschuldigte Herodes, sein Land verwüstet und viele edle Leute ermordet zu haben. Der Kaiser schenkte ihm Gehör und betrachtete Herodes fortan nicht mehr als Freund, sondern nur noch als Untertan.

Der Handel mit Weihrauch machte die Nabatäer reich

Sylläus' große Stunde schien zu schlagen, als 9 v. Chr. Obodas III. starb. Er stand kurz vor der Ernennung zum König, da kam aus Petra die Meldung, daß sich dort ein gewisser Äneas zum König hatte ausrufen lassen. Sylläus intrigierte sofort gegen den neuen König, fand diesmal aber beim Kaiser kein Gehör. Der neue König hatte dem Kaiser nämlich kostbare Geschenke gemacht. Darunter soll auch eine goldene Krone gewesen sein. Äneas wurde vom Kaiser als König Aretas IV. anerkannt, der sich nun mit Herodes verbündete, um Sylläus zu stürzen. Man beschuldigte ihn des Giftmordes an König Obodas III., außerdem solle er einen Aufruhr gegen Rom geplant haben. Augustus verurteilte Sylläus zum Tode.

Unter Aretas IV. wurde Petra weiter ausgebaut. Ein Theater mit 8000 Sitzplätzen entstand, Straßen wurden gepflastert und neue Wasserleitungen für Thermen wurden angelegt. Die Nabatäer waren ausgezeichnete Wasserfachleute. Sie verstanden es nicht nur, das Naß kilometerweit in die Stadt zu leiten und Zisternen mit 2000 Kubikmetern Inhalt in den Fels zu hauen, sondern auch den Tau einzufangen.

Um mit den Juden in Frieden zu leben, verheiratete Aretas IV. eine Tochter mit Antipas, Sohn des Herodes. Antipas verstieß jedoch die Königstochter und heiratete Herodias, seine Schwägerin und Nichte. Nun zog der gekränkte Aretas gegen Antipas in den Krieg und schlug ihn auf den Golanhöhen.

Damit hatten die Nabatäer gegen die Gesetze Roms verstoßen. Kaiser Tiberius schickte zwei Legionen, um den König lebend oder tot herbeizuschaffen. Aber noch während des Anmarsches der Legionen im Jahre 37 n. Chr. starb der Kaiser, und Caligula, sein Nachfolger, verzieh Aretas. Er konnte Antipas nicht leiden.

Trotzdem waren die Jahre der Nabatäer gezählt. Rom neidete ihnen die gewinnbringenden Geschäfte und beschnitt die Macht der Könige immer mehr. Im Jahre 106 schließlich wurde das nabatäische Reich endgültig zur römischen Provinz. Und je mehr die Römer den Handel auf dem Roten Meer ausweiteten, desto mehr verödeten die alten Karawanenstädte entlang der Handelswege durch die Wüste, darunter auch Petra.

Nach dem Niedergang des römischen Reiches wurde Petra noch einige Male erwähnt, da Bischöfe aus der inzwischen christlich gewordenen Stadt an einigen Konzilen teilgenommen hatten. In den Jahren 746/48 muß ein Erdbeben große Teile der Stadt zerstört haben. Kreuzfahrer entdeckten dann die Stadt wieder. Sie bauten in der Nähe zwei Burgen, die später von den Moslems zerstört wurden.

Auf seiner Wanderung durch das Heilige Land kam im Jahre 1217 Magister Thetmarus durch Zufall nach Petra und fand eine menschenleere Stadt. Thetmarus schrieb in sein Reisebuch: „Die herrlichen, aus den Felsen geschlagenen Wohnungen waren verlassen und unbewohnt."

Johannes Auerbach

Das umfassende Werk „Petra und das Königreich der Nabatäer" erscheint jetzt, mit den neuesten Forschungsergebnissen, in 4. Auflage bei Delp, München

Fotos: Dr. Dr. Manfred Lindner (17), Horst Wiendl, Debelius

EUROCARD – damit die Wahl, die Sie treffen, nur von Ihren Ansprüchen bestimmt wird.

Mit der EUROCARD sind Sie immer auf Gäste eingerichtet. Egal, wie viele es sind und egal, für welches Menü oder für welchen Wein Sie sich entscheiden.

Wenn Sie anspruchsvoll in der Wahl Ihrer Restaurants und Hotels sind, ist die EUROCARD das ideale Zahlungsmittel.

Mit der EUROCARD in der Tasche entscheidet nur Ihr guter Geschmack. Und nicht das Bargeld, das Sie gerade bei sich führen.

Ihre EUROCARD wird weltweit akzeptiert.

Überall auf der Welt, wo Sie das EUROCARD-Zeichen sehen, wird Ihre EUROCARD wie Bargeld akzeptiert. In Hotels und Restaurants, in Boutiquen oder beim Flugscheinkauf. Ihre EUROCARD wird auch dort gern entgegengenommen, wo Sie das Access- und MasterCard-Zeichen sehen: bei über 3,2 Millionen Vertragsunternehmen.

Weil EUROCARD Bargeld aber nicht ganz ersetzt, können Sie in Notfällen auch Ihre Barschaft auffrischen: Bei über 1.200 Banken und Sparkassen in Deutschland bekommen Sie bis zu DM 2.000,– bar auf die Hand. Und bei rund 70.000 Bankstellen weltweit erhalten Sie den Gegenwert von 500 Dollar in der jeweiligen Landeswährung.

EUROCARD – das sind 2,4 Millionen Gründe für eine Amerikareise.

Bei mehr als 2,4 Millionen Vertragsunternehmen in Nord-, Mittel- und Südamerika, von New York bis San Francisco, von Toronto bis Buenos Aires – all jenen, die das MasterCard-Zeichen führen – sind EUROCARD-Inhaber gerngesehene Kunden.

Lohnt sich eine EUROCARD auch für Sie?

Wie jeder Service, hat auch die EUROCARD ihren Preis: 100 Mark im Jahr. Wer seine EUROCARD häufig nutzt, für den wird sie aber zu einem unentbehrlichen Zahlungsmittel, dessen Vorteile den Jahresbeitrag bei weitem kompensieren.

Sie können sich selbst in einem Drei-Monats-Test davon überzeugen, daß sich die EUROCARD auch für Sie lohnt.

EUROCARD bietet auch Unternehmen besondere Vorteile.

Die wichtigsten: Reduzierung der Reisekostenvorschüsse sowie Zins- und Liquiditätsgewinn.

Sie sehen, es gibt viele gute Gründe, sich bei Ihrer Bank oder Sparkasse nach der EUROCARD zu erkundigen. Oder wenden Sie sich an Ihr Postscheckamt.

EUROCARD

Ein Service der deutschen Banken und Sparkassen

Weltweit

Die Kurz-Geschichte des Materials,
ohne das es einen großen Teil unserer Kultur
und Zivilisation wohl nicht gäbe

Vom Papyrus zum Papier

Wäre Moses nicht nur ein großer Prophet, sondern auch ein großer Naturforscher gewesen, hätte er die Zehn Gebote möglicherweise schon auf Papier verbreiten lassen. Denn bereits zu seiner Zeit, vermutlich um 1500 bis 1400 vor Christus, gab es jemanden, der die Kunst der Papierherstellung perfekt beherrschte: die Wespe.
Seit Jahrmillionen zerkaut sie Holz und Pflanzenfasern zu Brei, spannt ihn als dünnes Häutchen aus, läßt das Ganze in der Sonne trocknen – und fertig ist ein neues Stück des Papierhauses, das ihr als Wohnung dient.
Doch da die Menschen dieses Prinzip nicht erkannten, mühten sie sich noch Jahrtausende damit ab, Mitteilungen in Stein zu meißeln, in Ton und Wachs zu kratzen oder auf Papyrus und Pergament zu malen.
Im Jahre 105 nach Christus aber war es der chinesische Ackerbauminister Tsai Lun leid, zentnerschwere Akten aus Bambustafeln herumzuschleppen oder meterlange Seidenbänder zu entrollen. Sein Mißvergnügen teilte auch der Kaiser, der täglich mindestens 120 Pfund Staatsakten zu studieren hatte. Und so

„Seynd das nicht auserlesene Sachen/ aus Lumpen das Pappier zu machen?" steht unter dem alten Stich links. Der Meister ist dabei, den Brei zu sieben, die Gesellen stapeln fertige Bögen für die Presse, das „Gautschen". Genauso demonstriert ihr Kollege von heute die alte Kunst – in einer Papiermühle, die zum Museum wurde (Bild oben)

regten wörtlich zu nehmende amtliche Belastungen den „ehrenwerten Herrn Lun" an, das Papier zu erfinden.
Bei der Demonstration ging es zu wie in einer Hexenküche. Hanf, Maulbeerzweige, Lumpen und Fischnetze ließ er in einem Sud aus Wasser und Kalk quellen, zerstampfte die Masse und schüttete den verfilzten Faserbrei über ein Bambussieb. So konnte die Flüssigkeit ablaufen. Nach dem Trocknen blieb ein festes Blatt zurück, das sich nicht nur beschriften, sondern auch zusammenfalten ließ.
Die buchstäblich erleichterten Chinesen waren von dieser Erfindung so begeistert, daß sie Tsai Lun einen Tempel errichteten und ihren neuen Wunderstoff als ein Staatsgeheimnis hüteten. Und hätten die Chinesen nicht 751 die Araber in Transoxanien angegriffen, wer weiß, wann die Kunst der Papierherstellung außerhalb Chinas bekanntgeworden wäre. Aber Transoxanien, das Gebiet der heutigen Sowjetrepublik Usbekistan mit der Oasen-Hauptstadt Buchara, reizte die Herren des Fernen Ostens. Damals hielten die Araber als Nachfolger der Türken das Land besetzt.
Doch die Chinesen verlieren am Flusse Thalas nicht nur eine blutige Schlacht, sondern auch ihr bis dahin strenggewahrtes Geheimnis. Unter den Gefangenen befinden sich nämlich auch Papiermacher, die mit handfesten „Argumenten" dazu bewegt werden, aus der Schule zu plaudern.
Mit den Arabern geht das Papier auf die Reise. Es folgt den großen Handelsstraßen und gelangt mit der maurischen Kultur nach Westen. Die Karawanen

Bitte umblättern

Jahrhundertelang machte man so Papier wie hier in der französischen Mühle „Richard de Bas" in der Auvergne: Leinenabfälle werden zerkleinert (oben) und dann in einem „Hadern-Stampfwerk" (o. r.) mit Kalkwasser zu einem Stoffbrei gestampft: „Hadern" ist ein altes Wort mit der Bedeutung „Lumpen". Dann tritt der Meister mit dem Sieb in Aktion (r.): Er schüttelt das Wasser aus dem handgeschöpften Brei, bis ein verfilztes Blatt zurückbleibt. Die hohe Kunst besteht darin, alle Bogen gleichmäßig dick auszusieben

Im Gleichmaß schütteln – die typische Bewegung des Meisters

Das letzte Wasser wird aus den Bögen herausgepreßt (g. o.), dann hängt man das Papier zum Trocknen in einem Speicher auf (l.). Alle Mühlen besaßen ihr eigenes Wasserzeichen (o.): ein feiner Kupferdraht auf dem Sieb prägte es in jedes Blatt ein – Markenzeichen und Schutz vor Fälschung

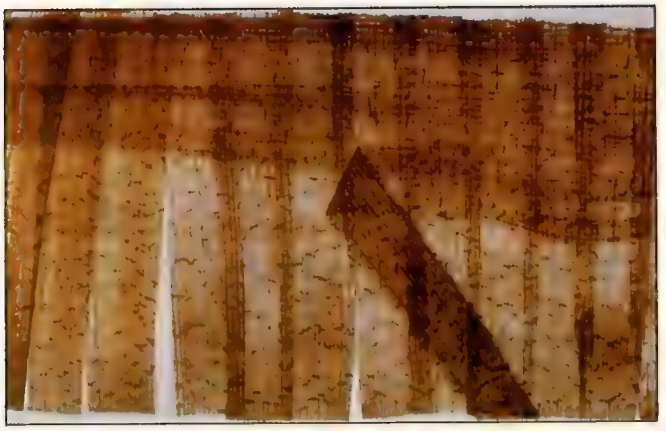
Fortsetzung von Seite 47

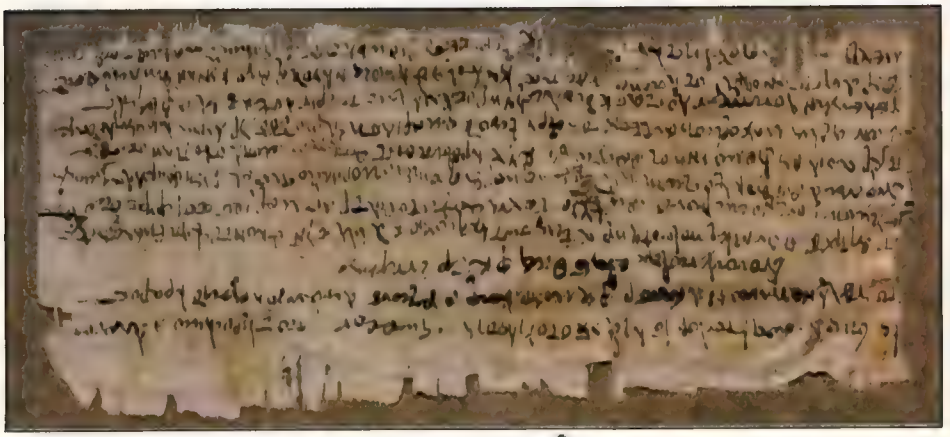
bringen nicht nur Gold, Seide und Gewürze, sondern auch den wertvollen Beschreibstoff nach Europa. Während hier noch „finsteres Mittelalter" herrscht, wo man gegen ein Buch aus Pergament noch ganze Viehherden oder Weinberge eintauschen kann, schicken die Araber schon Brieftauben mit feinem Seidenpapier auf ihre Botenflüge.

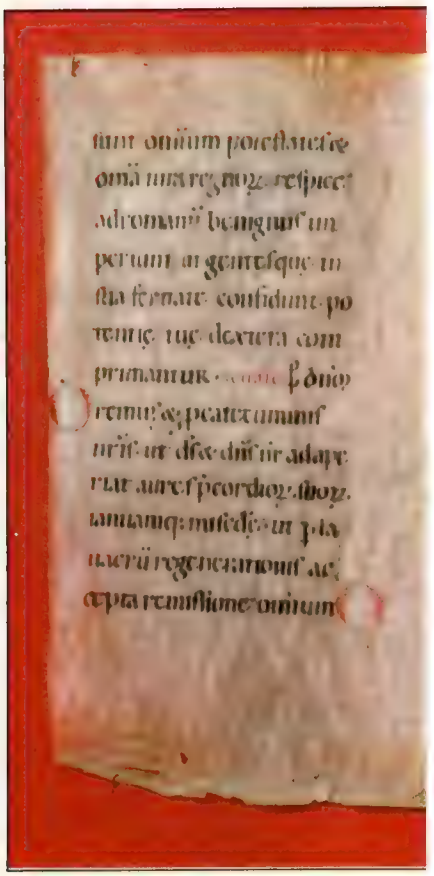
Die Mohammedaner tun nicht nur etwas für die Verbreitung dieses Wunderstoffs, sie entwickeln auch die Herstellung weiter. Sie kennen schon Stampfwerke, die die Lumpen zerfasern, und das Wasserrad, ohne das keine Papiermühle gelaufen wäre. Die erste in Europa steht infolgedessen auf maurischem Boden: Sie wird im 11. Jh. in Spanien in der Nähe von Valencia errichtet. Auch im arabisch besetzten Sizilien weiß man schon früh, wie man Lumpen in Papier verwandeln kann. 1276 nimmt die erste italienische Mühle in Fabriano ihre Arbeit auf.

Ins übrige Europa dringt die Kunde von der Herstellung des neuen Schriftträgers erst durch die Kreuzzüge. 1338 hört man von

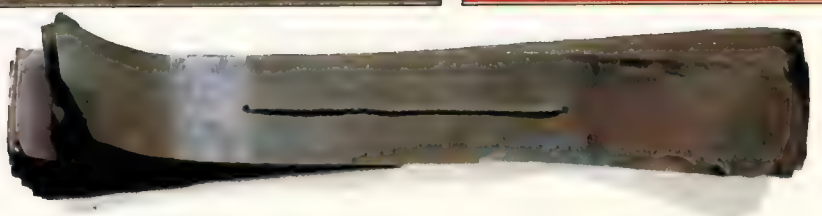
Bitte umblättern







Papyrus, dünne Streifen aus dem Mark der Papyrusstaude, die rechtwinklig aufeinandergelegt und zusammengepreßt wurden (r.), benutzte man in Ägypten schon vor rund 4000 Jahren als „Beschreibstoff". Unten: Arabischer Papyrus, 11. Jahrhundert



Im Laufe der Jahrtausende haben Menschen auf allen möglichen Materialien geschrieben: auf Holz, Stein, Knochen, Leder, Ton- und Wachstafeln, auf Palmblättern und Metallstreifen. Dieses Buch aus Hinterindien (oben) besteht aus schmalen Kupferblättern

Fortsetzung von Seite 49

einer Papiermühle in Frankreich, 1390 dreht sich das Wasserrad der ersten deutschen „Papierfabrik". Dem Besitzer, dem 62jährigen Ratsherrn Ulman Stromer, ist dieses Ereignis so wichtig, daß er die Gründungsgeschichte in einem Buch festhält; dem „Püchl von mein geflecht und von abentewr". Es wird heute im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt.

Nun sollte man denken, daß die neue Erfindung gebührend gefeiert wurde. Aber weit gefehlt. Bis Abraham a Santa Clara im 17. Jh. ausrufen kann: „Ein Papier ist der größte Nutz der Welt", muß es erst einen Konkurrenten bezwingen: das Pergament.

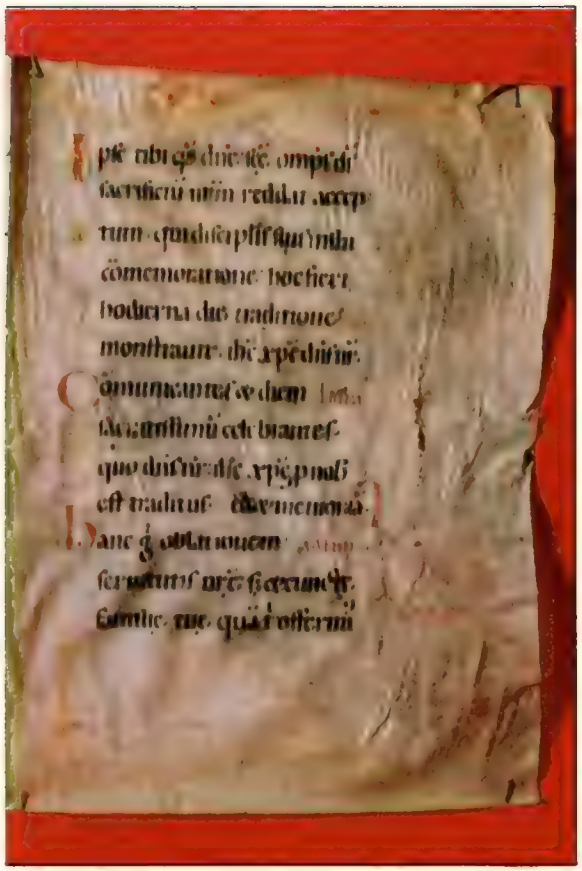
Seit Urzeiten wurden ungegerbte Felle junger Schafe und Ziegen als Schriftträger benutzt. Schon die Taten der Perserkönige wurden auf den getrockneten Fellen der geschlachteten Opfertiere festgehalten. Der Erfindungsort ist wahrscheinlich nicht die Stadt Pergamon, nach der das Pergament benannt ist. Dort wurde wohl nur das Verfahren verbessert, wie die Tierhäute zu weichen und zu spannen, zu schaben und zu glätten waren.

Im Mittelalter war Frankreich eine Hochburg des Pergaments. Die Universität Paris besaß ein Monopol für die Verteilung im ganzen Land. Wichtige Kunden waren vor allem die Klöster, wo das Papier erst einmal auf Mißtrauen stieß. Arabisches, also heidnisches Zeug zu verwenden, „das ging doch nun wirklich auf keine Kuhhaut"! Ein weiterer Nachteil lag auf der Hand: Es war nicht so haltbar. Erst nach Erfindung der „Schwarzen Kunst", der Druckkunst Johann Gutenbergs im 15. Jahrhundert, kommt der große Durchbruch. Nun beginnt das Papier dem Pergament den Rang abzulaufen. Die Felle werden nur noch für besonders wertvolle Urkunden präpariert, wie zum Beispiel den Versailler Vertrag von 1919. Der Weltpostvertrag wurde 1934 sogar auf edlem Gazellenleder verewigt.

Heute können wir uns ein Leben ohne Papier überhaupt nicht mehr vorstellen. Nicht nur, daß es die Entwicklung der Schrift nach sich gezogen hat. Es begleitet uns vom Geburts- bis zum Totenschein.

Kein Papier, das hieße keine Bücher und Zeitungen, keine Briefe, Plakate, Noten. Wir müßten uns mit schweren Münzen abschleppen; Rechnungen würden wir vielleicht in Kerbhölzer ritzen lassen,

Das sind die drei großen „P" der Kultur: Papyrus, Pergament und Papier



Pergament, ungegerbte Tierhaut, wird heute nur noch für besonders wichtige Urkunden gebraucht. Links Mitte eine Handschrift aus dem 11. Jahrhundert. Im Fernen Osten nutzte der Mensch andere Stoffe, die ihm die Natur bot: oben, auf Bali verfaßt, Palmblattbuch mit Illustrationen; links, auf Sumatra hergestellt, ein „magisches Buch" aus Baumrinde

wie sie in England noch zu Shakespeares Zeit für Steuerzwecke verwendet wurden; die Konsumindustrie würde es in der heutigen Form sicher nicht geben.

Und auch unsere Sprache wäre ärmer: Wir könnten nichts getrost schwarz auf weiß nach Hause tragen, keine Papierkriege führen und nicht auf geduldiges Papier verweisen. Und der Papierkorb, in dem sich so manches selbst erledigt, wäre auch nicht erfunden worden. Wenn die Steinzeitmenschen schon erkannt hätten, daß die Wespe nicht nur sticht, wäre das Leben vieler Kulturen vielleicht anders verlaufen. Die Ägypter allerdings sind auch ohne Papier mit Überlieferungen in die Nachwelt eingegangen, denn das Wüstenklima hat sich als vorzügliches Konservierungsmittel bewährt. So sind uns von dort auch wertvolle Dokumente auf dem Stoff erhalten geblieben, mit dem unser Papier zwar nichts zu tun hat, dessen Namen es aber bis heute trägt: der Papyrus. Etwa 4000 Jahre alt ist das älteste überlieferte Schriftstück.

Aus dem Mark der Papyruspflanze, die auch für Salat, Korbflechterei und Kleidung verwendet wurde, schnitten die Ägypter hauchdünne Streifen, flochten sie zusammen. Nachdem sie sie gehämmert, gepreßt und getrocknet hatten, besaßen sie ein zum Beschreiben hervorragendes Material, das nur einen Nachteil hatte: Es war brüchig. Für längere Dokumente mußten deshalb Blätter aneinandergeklebt und zusammengerollt werden. Die Ägypter beliefern auch die Römer damit, bis ins frühe Mittelalter zählt auch Europa zu den dankbaren Abnehmern. Und die neuartigen Schreibblätter erhalten davon ihren Namen: Papier.

Der Siegeszug des Werkstoffs Papier ist nicht aufzuhalten. Bis zum ausgehenden Mittelalter drehen sich in ganz Deutschland die Mühlräder der „Papyrer", „Babbirmacher" und „Papeier Mecher"; vor allem dort, wo ein Bach genügend Gefälle hat, um die schweren Holzräder anzutreiben. Im französischen Ambert, in der Auvergne, steht eine Mühle neben der anderen. In Deutschland finden die „Papyrer" besonders günstige Bedingungen in Bayern vor.

Umweltprobleme gab es damals auch schon. So wurden im 16. Jh. die Bürger bei der Mühle von Hasserode vorstellig. Sie befürchteten, „daß durch den unflätigen Schleim und Unlust der Haderlumpen ihr Viehgetränk dermaßen möchte verderbt werden, daß sowohl ihr Dorfvieh, als auch frembden Ochsen, so allda durchgetrieben und getränkt würden, leichtlich krank werden und Schaden nehmen möchten."

Doch der „Papyrer" hat andere Sorgen. Bei Kerzenschein muß er um drei Uhr früh in den feuchten Gewölben mit der Arbeit beginnen. An dem Prinzip, das der Chinese Tsai Lun fast eineinhalb Jahrtausende früher entdeckt hat, hat sich kaum etwas geändert. Der Papierbrei wird aus Leinen- und Hanfabfällen gewonnen, die in Kalkwasser eingeweicht und vom Haderstampfwerk in einen milchigen Brei verwandelt werden. Den bringt der Lehrling zur Bütte, aus der der Meister das flüssige Papier schöpft. Die schwierige Hauptarbeit besteht im kunstgerechten Schütteln des Siebes, wodurch das Wasser abtropft, bis das verfilzte Blatt sichtbar wird. Die Handbewegungen eines guten Schöpfers mußten so gleichmäßig

Bitte umblättern

Hochangesehen und umworben waren damals die Lumpensammler: Sie beschafften für die Papiermühlen den kostbaren Rohstoff. Der wurde bald Mangelware. Manche Städte erließen sogar ein Ausfuhrverbot für „Hadern"

Fortsetzung von Seite 51

sein, daß ohne Waage alle Papierbögen gleichmäßig dick wurden.

Der Gautschgeselle löst nun den gefilterten Brei, der jetzt ein feuchter Lappen geworden ist, vom Sieb und preßt ihn auf den „Pauscht" – einen Stoß von Papierbögen und Filzzwischenlagen. Wenn 181 beisammen sind, wandert der Stapel unter die Presse. Anschließend werden die Bögen in einem luftigen Speicher wie Wäsche aufgehängt.

Wenn sich der im wahren Sinne des Wortes „erschöpfte" Papiermacher abends an den Tisch setzte, waren über tausend Bögen über sein Sieb gelaufen.

Anschaulich erzählt ein Michael Kongehl aus Königsberg, wie es in einer Papiermühle zuging: „Dort stampfen die Stampfen die Hadern und Lumpen/dort strudeln und wudeln die plumpenden Pumpen/dort presset, dort lässet man leimen Papier/dort schälet und zählet und gibt man's herfür."

Jeder „Müller" hatte seine eigenen Kniffe und Tricks für die Herstellung seines Werkstoffs, die er nur an seine Söhne und Gesellen weitergab. Vorsichtshalber mußte auch jeder Lehrling, der für seine vier Jahre Lehrzeit in die Mühle eintrat, schwören, „nichts Altes abkommen zu lassen", also nichts zu verraten und die Tradition zu bewahren.

Da gab es Ratschläge, wie man kein „bös und flyssig" Papier macht, auf dem die Tinte wie in einem Löschblatt gleich versickert; oder für besondere Zusammensetzungen des Leimes, mit dem das luftgetrocknete Blatt überzogen wurde. So versiegelt wurden die wertvollen Ries (von arab. rizma = Haufen) auf die Fuhrwerke geladen, die sie zu den „Papierhausierern" und „Papierhexen" in die Stadt zur Weiterverteilung brachten.

Ein Rezept für einen solchen Papierlack ist überliefert: Er bestand aus „Stükken und Abschnitzeln von Leder, Ohren, Schnauzen, Füßen, Gedärmen und anderen Schnitzeln von dem Leder der vierfüßigen Tiere". Wohlweislich war diese geruchsintensive Küche immer etwas abseits gelegen.

Das Material für den Leim war für den Papierer recht einfach zu beschaffen, denn meist gehörte zu seiner Mühle auch etwas Landwirtschaft und Viehzucht. Schwieriger sah es da mit den Hadern, den Lumpen, aus. Mit ihrer Beschaffung war ein ganzer Berufszweig beschäftigt: die Lumpensammler, ein ehrenwertes und hochangesehenes Handwerk zu dieser Zeit.

Strenge Verordnungen wurden erlassen, die verhindern sollten, daß ein „lumpig Verbrechen" geschieht, nämlich die Lumpen in einen anderen Bezirk oder gar in ein anderes Land ausgeführt wurden. Für zerschlissene Linnen und Hemden gab es in einigen Gegenden strenge Abgabepflichten, denn infolge der enormen Nachfrage, die vor allem durch die Buchdrucker gesteuert wurde, gab es immer weniger von den mittlerweile kostbaren Lumpen.

In der Verzweiflung experimentierten die Papiermüller mit Sägespänen, Moos, Hopfen, Brennesseln, Torf und Disteln. Da gelingen drei Erfindungen, die das Handwerk völlig verändern werden. 1799 hat der Franzose Nicolas Robert die Idee für die „Endlospapiermaschine", die den Schöpfer der alten Mühlen völlig ersetzt: Der Brei wird über ein siebartiges Fließband gefiltert.

Auch für das Problem Rohstoffmangel kommt Hilfe. Dem sächsischen Webermeister F. G. Keller gelingt es 1840, aus Holz und Holzrinde mit Hilfe eines Schleifsteins und unter Zusatz von Wasser einen Faserbrei herzustellen, der zur Papierfabrikation hervorragend geeignet ist – der Holzschliff.

Als dann 14 Jahre später ein Verfahren entdeckt wird, aus Holz Zellstoff (auch Zellulose genannt) zu gewinnen, steht dem Papierboom nichts mehr im Wege. Wie würde der Chinese Tsai Lun staunen, wenn er verfolgen könnte, wie aus einem Baum in nur zweieinhalb Stunden eine riesige Rolle Papier werden kann.

Und die Nachfrage nach dem Stoff, aus dem die Bäume sind, nimmt ständig zu. Grund genug, nach neuen Wegen zu suchen, denn die Wälder wachsen nicht im gleichen Maße wie die Nachfrage. Das „Recycling-Papier", das aus wiederaufbereitetem Altpapier besteht, ist ein erster Schritt.

Aus Lumpen, den alten Hadern, werden heute nur noch Banknoten hergestellt; wer also vom „lumpigen" Geld spricht, hat tatsächlich recht – in gewisser Weise. Auf den Banknoten kann man auch ein anderes Überbleibsel aus der Zeit der „Papyrer" in kunstvoller Ausfertigung bewundern: das Wasserzeichen. Wie jeder Goldschmied sein Punzzeichen, so besaß jede Mühle ihr Wasserzeichen. Ein feiner Kupferdraht auf dem Sieb sorgte dafür, daß dort das Papier dünner wird. Die Kreuze, Sterne, Wappen oder Handwerkszeichen dienten nicht nur als Unterschrift. Sie sicherten auch den Hersteller vor Fälschungen durch konkurrierende Mühlen.

Von den alten Papiermeistern ist nur wenig übriggeblieben. Einen nostalgischen Rückblick in ihre Arbeit vermitteln zwei Papiermühlen, die als Demonstrationsbetrieb und Museum ausgebaut sind: die Basler Papiermühle und die Mühle „Richard de Bas" in der Nähe von Ambert (Auvergne).

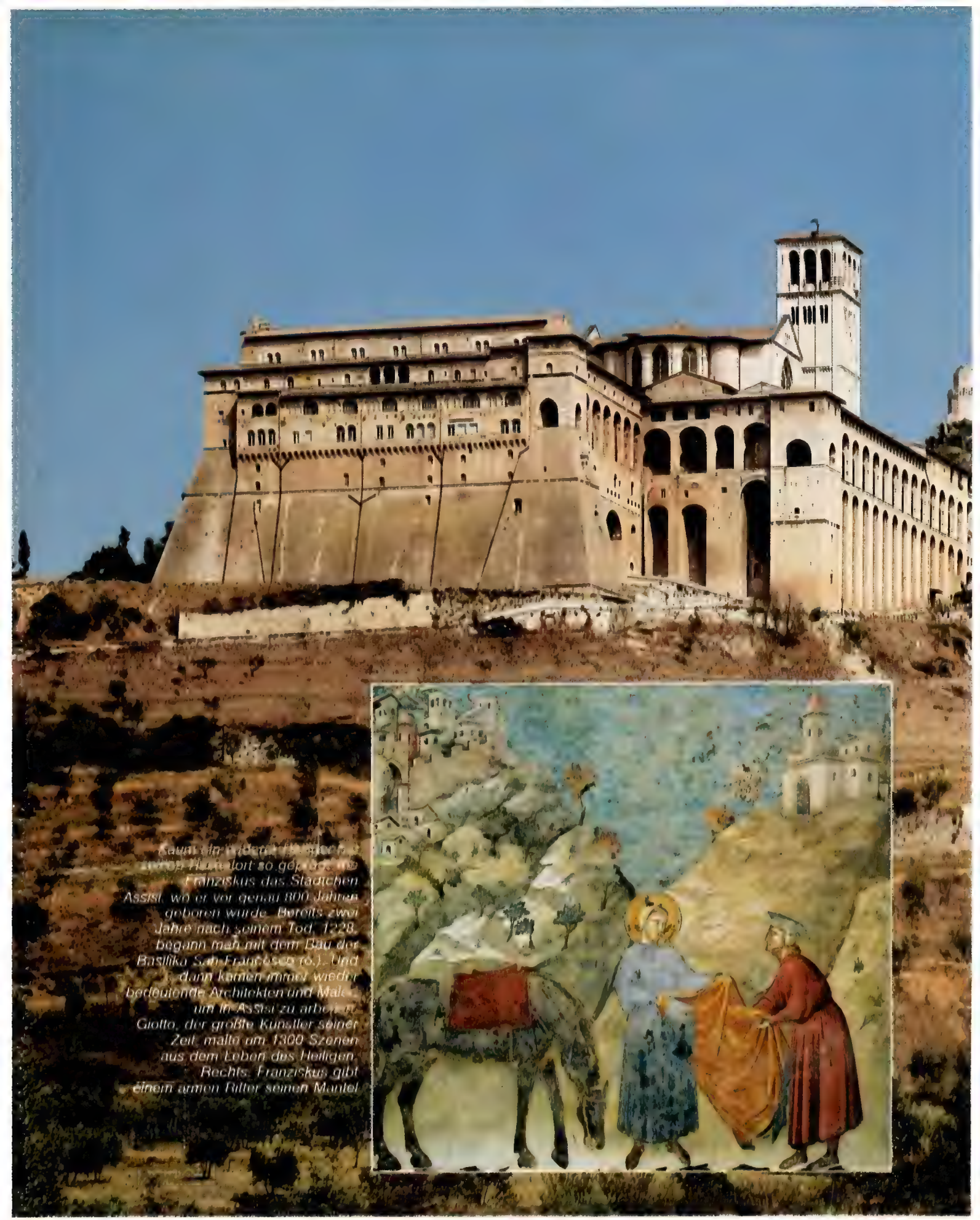
Ansonsten mußte der „ehrenwerte und Flyssige Herr Papyrer" das „artificium", welches nach den Worten von Kaiser Ferdinand III. (1608–1657) „wohl für ein Kunstreiches Werck zu achten und gleichsam der gantzen Welt nutzbar und ersprießlich ist", an die Maschinen abtreten.

Elena Germesin

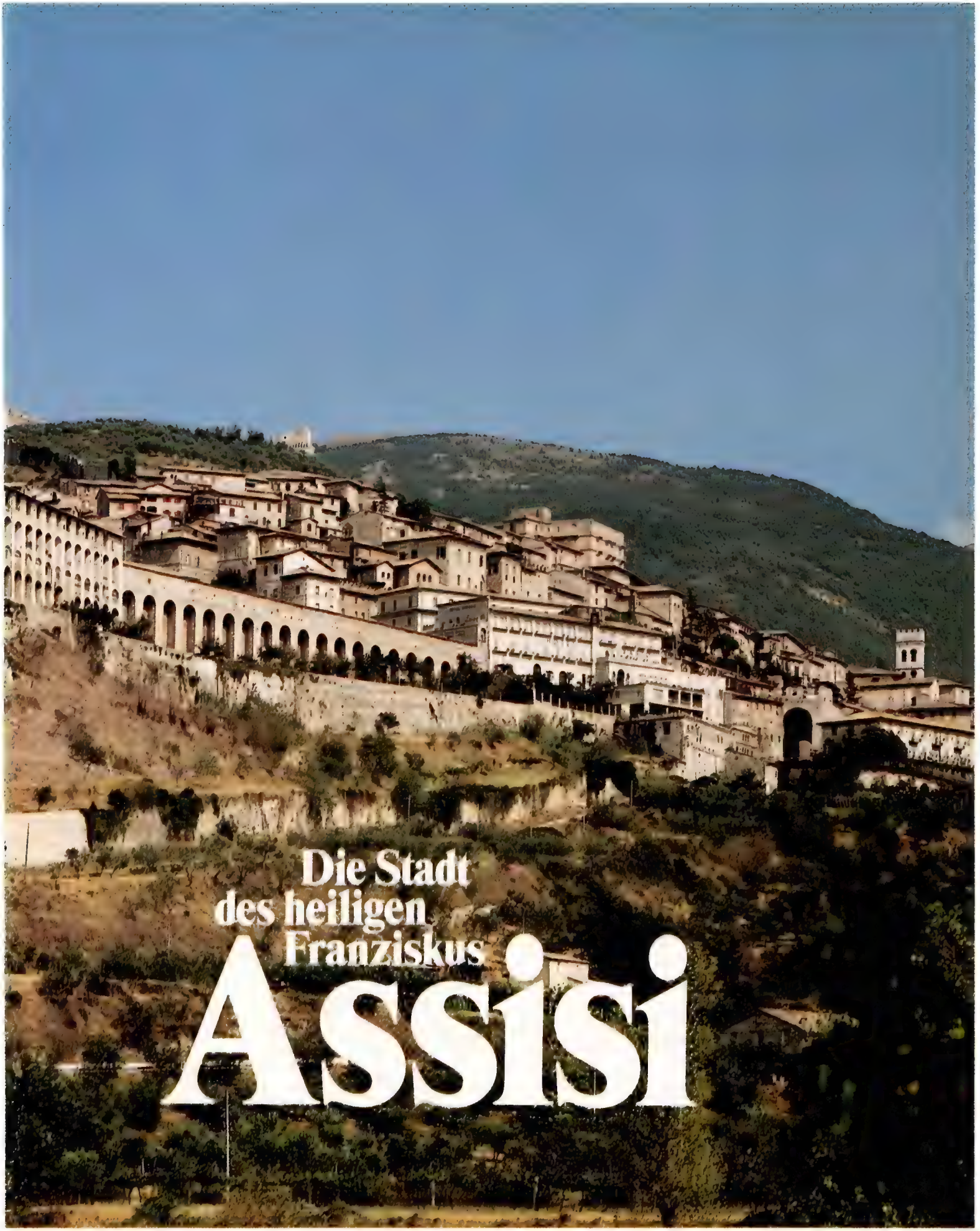
Fotos: Kurt Henseler

Man gefällt sich beim MM.

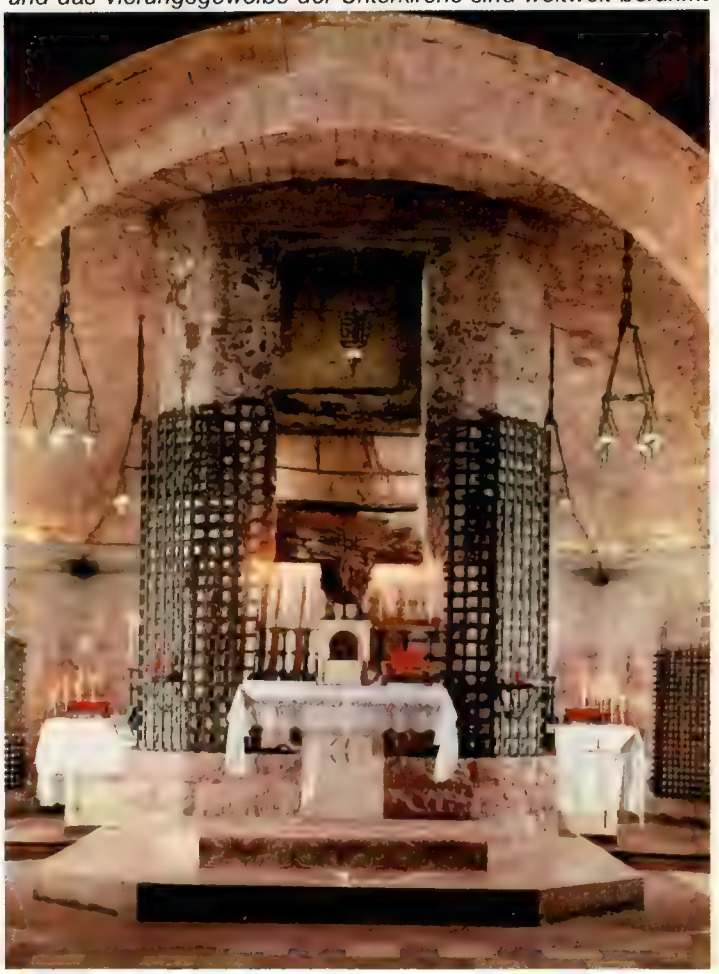
MM, der Sekt mit dem gewissen Extra.



Kaum ein anderer Heiliger hat seinen Heimatort so geprägt wie Franziskus das Städtchen Assisi, wo er vor genau 800 Jahren geboren wurde. Bereits zwei Jahre nach seinem Tod, 1228, begann man mit dem Bau der Basilika San Francesco (o.). Und dann kamen immer wieder bedeutende Architekten und Maler, um in Assisi zu arbeiten. Giotto, der größte Künstler seiner Zeit, malte um 1300 Szenen aus dem Leben des Heiligen. Rechts: Franziskus gibt einem armen Ritter seinen Mantel


Die Stadt
des heiligen
Franziskus
Assisi

Die Basilika besteht aus Unter- und Oberkirche. Die Fresken und das Vierungsgewölbe der Unterkirche sind weltweit berühmt



Die Oberkirche. Rechts: Das Grab des heiligen Franziskus in der Krypta. Von 1442 bis 1818 war die Grabkammer zugemauert, da Papst Eugen IV. befürchtet hatte, die Perguianer würden die Gebeine des Heiligen rauben

Als der junge Franziskus nach Bevagna ging, predigte er, so erzählt die Legende, auch den Vögeln. Wandbild von Giotto

Rocca Maggiore, trutzige Burg oberhalb Assisis. Hier hausten die jeweiligen Herren der Region, darunter viele deutsche Herzöge

Christus als König auf dem Thron. Steinmetzarbeit aus dem 12. Jahrhundert über dem Mittelportal des Domes San Rufino (unten)

Der Minervatempel wurde im 1. Jahrhundert v. Chr. von drei Brüdern zu Ehren der Göttin der Weisheit gestiftet: Er ist neben dem Pantheon in Rom die am besten erhaltene Tempelanlage aus römischen Zeiten

Assisi: Die Stadt, deren Gesicht ein Heiliger prägte

Wenn Franziskus Bernardone durch die kriegslüsternen Städte seiner Heimat zog, rief er jedermann schon von weitem den franziskanischen Gruß zu: „Der Herr gebe dir Frieden!" Manchmal wurde er dafür mit Steinen beworfen. Manchmal geschlagen und wie ein Dieb verjagt, wenn er in Gottes Namen um Frieden und Liebe flehte. Manchmal jedoch hörte ihm jemand zu – und dann drangen die Worte des jungen Franz meist tief ins Herz. So tief, daß Franziskus' Orden der „Minderbrüder" noch zu seinen Lebzeiten auf fünftausend Anhänger, hundert Jahre später gar auf das Zehnfache angewachsen war. Und auch heute leben Tausende von Franziskanern, den Worten Christi getreu, in Armut und Demut, nehmen sich der Elenden an und verbreiten die Lehre der Liebe und des Friedens über die ganze Welt.

Der große Franz stammt aus Assisi. Dem Städtchen, das heute in allen Winkeln seinem Heiligen huldigt und dennoch jahrhundertelang alles andere als ein Ort des Friedens war.

Die ersten Herren des Bergdorfes am Monte Subasio waren die Etrusker. Ihnen gehörte auch die mächtigere Stadt Perugia auf der rechten Tiberseite; Assisis ärgste Feindin, gegen die später auch der damals noch unheilige Franziskus ins Feld zog. Die Etrusker und Umbrier hatten Mittelitalien fest im Griff, bis die Römer es 295 vor Christus ihrem Imperium einverleibten. Das Dorf Assisi mauserte sich zu einer wohlhabenden Landstadt mit Forum, Amphitheater und Tempeln für die diversen Götter. Der Minervatempel gilt heute neben dem Pantheon in Rom als die besterhaltene römische Tempelanlage.

Solange die Römer ihre mächtige Position in der Welt halten konnten, führte auch das Municipium Assisi ein ehrenvolles Dasein. Als aber die Ostgoten im frühen sechsten Jahrhundert einfielen, wurde die Stadt 545 geschleift und zerstört. So hatte Assisi, als es kurz darauf unter lombardische Verwaltung kam, viel von seinem früheren Ansehen verloren.

Nicht aber seinen Mut. Denn zwei Jahrhunderte später war Assisi stark genug, den siegreichen Heeren Karls des Großen die Stirn zu bieten. Die Bürger verteidigten ihre Mauern so standhaft, daß der große Frankenkaiser sie im Jahre 773 nur durch eine List erobern konnte. Er schickte einen seiner Männer nachts durch einen Abflußkanal in die Stadt und ließ sich von ihm die Tore öffnen. Seine Rache an der widerspenstigen Bevölkerung war barbarischer als die der Ostgoten. Aber sie diente zuallererst dazu, das Gesicht des Kaisers zu wahren. Nachdem er nämlich die Stadt hart genug bestraft hatte, ließ er sie aus den Ruinen der alten Gebäude wiederaufbauen.

Die nachfolgenden deutschen Kaiser blieben in Italien. Sie boten Schutz und forderten Zölle – und gerieten auf diese Weise in Streit mit der Kirche. Der erste Papst, der sich hartnäckig gegen die deutschen Herren stellte, war Papst Gregor VII. Er forderte von seinem Widersacher, Kaiser Heinrich IV., den Vorrang der geistigen Macht vor der weltlichen anzuerkennen. Die deutschen Kaiser sollten sich dem Papst unterwerfen.

Damit eskalierte der Konflikt: Auf dem Höhepunkt ihres Machtkampfes im Jahre 1076 setzten Kaiser und Papst sich gegenseitig ab. Doch der Papst blieb im Vorteil. Er nützte seine höheren Weihen und erklärte den deutschen Kaiser kurzerhand in Acht und Bann. Damit hatte er gleichzeitig nachhaltige politische Wirkungen ausgelöst. Denn einem „gebannten" Kaiser brauchten die italienischen Städte nicht mehr ihre Treue zu halten.

Diese Städte, zu denen auch Assisi gehörte, waren die Spielbälle der beiden großen, sich streitenden Parteien. Hatte gerade das Kaisertum „gesiegt", so zog ein deutscher Herzog nach dem anderen in die Burg über der Stadt und versuchte, über Assisi zu herrschen. Waren aber die Päpste im Vorteil, so bauten die Städte eilends ihre Mauern wieder auf und versuchten, ihre Selbständigkeit zu festigen.

Aber auch innerhalb der Stadtmauern lebten die Menschen nicht in Frieden. Auch hier kämpften Vertreter der Ghibellinen und Guelfen gegeneinander. Die Ghibellinen, das war die Adelspartei schlechthin, die den Kaiser unterstützte und natürlich auch von ihm die Unterstützung ihrer Machtinteressen erwartete. Die Guelfen waren die „mittelständischen" Italiener, die zusammen mit dem Papst gegen die Kaiser- und Adelsmacht und für ihre Bürgerrechte kämpften.

Im Jahr 1176, am Ende der Kriege, die Friedrich I. gegen die aufsässigen italienischen Städte führte, sah es so aus, als ob Assisi und mit ihm die anderen Städte seine Unabhängigkeit endgültig erhalten würde. Friedrich I. nämlich war in der Entscheidungsschlacht von Legnano gegen die aufsässigen Städte unterlegen und mußte in einem Friedensvertrag auf deren Unterwerfung verzichten. Da er jedoch die Oberhoheit über die Lombardei behielt, zogen sich die Deutschen keineswegs in ihre Heimat zurück.

So lebte Assisi Anno 1182, im Geburtsjahr des Francesco, unter der Herrschaft Konrad von Lützens, der sich nun „Herzog von Spoleto" und „Graf von Assisi" nennen ließ. Er

Stalletta: vermutlich das Haus, in dem Franziskus 1182 zur Welt kam

Franz von Assisi. Ausschnitt aus einem Gemälde von Cimabue, um 1280

residierte in der Burg „Rocca Maggiore", der alten fürstlichen Festung, die Friedrich Barbarossa zu seinem Triumphe erneuert hatte. Doch er lebte nicht sicher. Denn die Bürger der Stadt warteten nur auf einen günstigen Augenblick, den Burgherrn zu vertreiben.

Daß sich die Bürger keineswegs mehr als Untertanen der Edelleute empfanden, zeigt auch die gesellschaftliche Stellung des jungen Franz. Er war Sohn eines Tuchhändlers, ein „Neureicher", und gehörte dennoch zu einer „Clique" junger Adliger. Ja, er gehörte nicht nur zu ihnen, sondern er galt als ihr Anführer. Franz war sympathisch, er hatte die besten Manieren und er hatte Geld. Oft mehr als seine adligen Freunde. Daß er so manchen von ihnen finanziell unterstützte, dürfte zu seinem Ansehen erheblich beigetragen haben.

Franz war gerade 16 Jahre alt geworden, als die Bürger Assisis ihre Chance bekamen, die Ghibellinen aus der Stadt zu vertreiben. Papst Innozenz III. verschaffte sie ihnen. Er war ein mächtiger Kirchenfürst, der den Kirchenstaat erweiterte und damit den Mut und den Stolz seiner Anhänger neu entfachte.

Um den Einflußbereich des Papsttums zu stärken, mußte er vor allem die deutschen Adeligen aus den ehemals päpstlichen Provinzen verjagen. Dazu gehörte Konrad von Lützen. Papst Innozenz enteignete ihn per Beschluß, ließ ihn von der „Rocca Maggiore" vertreiben und gab damit den Bürgern Assisis den Startschuß für die lange geplante Befreiung. Die Burg, die so viele Jahre deutsche Herzöge beherbergt und wie eine Last auf die Stadt gedrückt hatte, wurde niedergerissen.

Aber damit war der Bürgerzorn noch nicht besänftigt. Angeheizt durch ihren Sieg über die Burg, stürmten sie die Häuser des Stadtadels und ließen die meisten von ihnen in Flammen aufgehen. Die Adligen, die entkommen konnten, flüchteten nach Perugia, der prokaiserlichen Erzfeindin Assisis. Damit war gewiß: Die nächste Schlacht zwischen den beiden Städten würde nicht lange auf sich warten lassen.

Perugia und Assisi warteten drei Jahre. Drei Jahre, während denen Franziskus Bernardone das vergnügliche Leben eines mittelalterlichen „Playboys" führte. Er fehlte bei keinem Festgelage. Das Geld seines Vaters verpraßte er so augenscheinlich, daß er den Beinamen „der Verschwender" erhielt. Und nächtens versäumte er keine Gelegenheit, vor dem Fenster der (späteren heiligen) Klara leidenschaftliche Minnelieder zu singen.

Als er 19 war, zog er mit in den Krieg gegen Perugia. Wahrscheinlich nicht einmal ungern, denn er hatte davon geträumt, zuerst ein Minnesänger und später ein Ritter zu werden.

Und dennoch war es dieser Krieg, der die Wende im Leben des jungen Mannes bewirkte. Franz hatte leibhaftig vor Augen, was wir heute in einer Chronik nachlesen können. Er hatte die verstümmelten Leiber seiner Freunde aus Assisi gesehen, „zerrissen und entstellt bis zur Unkenntlichkeit. Wo der Fuß ist, fehlt der Kopf . . . Das Auge schaut nicht mehr aus der Höhle, die einst sein Fenster war . . ."

Ein Jahr später kam Franz aus perugianischer Gefangenschaft zurück und wurde schwer krank. Er muß die Krankheit sehr ernst genommen haben. Denn als er wieder aufstand, war er ein anderer: Er, der nach dem Gefängnis und Krankenlager nichts mehr ersehnte, als von der Porta Nuova aus über die heitere, aufblühende Landschaft Umbriens zu schauen, fühlte plötzlich nicht mehr das gewohnte überschäumende Entzücken. Er empfand wohl Freude, daneben aber eine Leere, die ihm weh tat.

Krankheit und Traum wiesen ihm seinen Weg

So beschloß Franz, seinem Leben einen „edlen Sinn" zu geben, und zog abermals mit dem päpstlichen Heer in den Krieg. Das Erlebnis von Perugia wiederholte sich: Franz erkrankte, wurde diesmal aber zusätzlich in einem Traum auf das Aberwitzige seines Tuns aufmerksam gemacht und kehrte noch nachdenklicher nach Hause zurück.

Während seine Freunde sich wie jeher amüsierten, tauchte Franz von Tag zu Tag mehr aus seiner Unbefangenheit auf. Er „erkannte" das Assisi, wie es wirklich war: die Armut und Krankheit, das Elend der Krüppel und Bettler, die Hartherzigkeit der Reichen.

Franz von Assisi wurde ein Armer. Er lebte im Wald in der Nähe der winzigen Kapelle Portiuncula und besaß nichts außer der Gewißheit, das Richtige zu tun. In seiner Kapelle hatte er am 14. Februar 1209 den Ruf gehört: „So geht denn hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe!" Und er tat dies so glühend und voller Kraft, daß seine kleine Gemeinschaft schon ein Jahr später von der Kirche als Orden anerkannt wurde.

Als Franz von Assisi im Jahr 1226 nackt auf der bloßen Erde und umgeben von seinen ersten Jüngern in der Portiuncula starb, gehörten zur franziskanischen Familie auch Frauen und verheiratete Paare, Klara Offreduccio, die ehemalige Angebetete des jungen Franz, war ihm auch nach seinen lustigen Tagen treu geblieben: Sie gründete den Orden der „Armen Frauen".

Der Dritte Orden, in den Laien und Weltleute eintreten konnten, entstand neun Jahre später, im Frühjahr 1221. Ihm schlossen sich Männer und Frauen an, die in ihrem weltlichen Leben verbleiben wollten, dennoch aber in ihrer Begeisterung für die franziskanischen Ideale einer festen Lebensregel gehorchen. Sie, die weltlichen „Brüder", waren die Brücke zum gesellschaftlichen Leben des Mittelalters. Eine Brücke des Friedens. Denn ihre (in der Ordensregel geforderte) Weigerung, Waffen zu tragen und Gewalt anzuwenden, soll häufig dazu geführt haben, daß die Streitigkeiten in den Städten friedlich beigelegt wurden.

Franz von Assisi hatte eine Botschaft ausgesät, die auf der ganzen Welt ihre Früchte trug. Sein Charisma, die Kraft seiner Persönlichkeit, muß die irdischen Grenzen eines Menschenlebens schon zu Franziskus' Lebzeiten überschritten haben. So ist es nicht verwunderlich, daß sein Freund, Papst Gregor IX., ihn bereits am 16. Juli 1228, zwei Jahre nach seinem Tode, „mit tränenerstickter Stimme" heiligsprach.

Die beiden folgenden Jahrhunderte waren zweifellos Assisis beste Zeit. Die berühmtesten Architekten und Maler gaben sich in der aufstrebenden Stadt ein Stelldichein. Giotto kam und malte in einem Freskenzyklus die wichtigsten Stationen im Leben des heiligen Franz. Der große byzantinische Maler Cimabue schmückte die Wände der Apsis und des Querhauses in der mächtigen Basilika San Francesco. Die sienesischen Maler Simone Martini und Pietro Lorenzetti hinterließen hier kostbare Arbeiten.

Auf dem Sterbelager hatte der heilige Franz den Frieden für seine Stadt erfleht. Eine Bitte, die noch einmal durch den Freibeuter Pinturicchio zunichte gemacht wurde, als er 1442 Assisi plündernd überfiel. Doch Ende des 15. Jahrhunderts bekam die Stadt des Heiligen ihren Frieden: Sie wurde dem Kirchenstaat angegliedert und schloß sich später, nach dessen Auflösung, dem neuen italienischen Staat an. *Renate Schübele*

Fotos: Kinkelin, Scala, Schneiders

BRIEFE An Redaktion PAN, Postfach 12 30, 7600 Offenburg

Kein Städtchen

Zu „Palio. Fest der wilden Reiter", PAN 7/82

Auf Seite 44 wird vom Städtchen geschrieben. Siena ist der Hauptort der Provinz Siena mit der Universität seit 1240 und hat 65 000 Einwohner (1975). Ich finde deshalb den Ausdruck „Städtchen" nicht zutreffend, die Mehrzahl von „Contrada" ist Contrade. Im Beitrag heißt es ein paarmal Contradas und einmal Contrade. Nur diese letzte Mehrzahl ist richtig.

Walter Keller
Dipl.-Ing. ETH
CH-3001 Bern

Kunst oder infantile Schmiererei?

Zum Bericht über Henri Rousseau, PAN 7/82

Nun ist leider das passiert, was ich immer befürchtet habe: Sie widmeten der „Naiven Kunst" einen leider sehr umfangreichen Bericht. Ich frage mich wirklich, was diese infantilen Schmierereien mit Kunst zu tun haben sollen. Welch ein Unterschied dagegen zu den genialen Kunstwerken, welche Sie in Ihrem Paul-Getty-Bericht zeigten. Ich hoffe, das Niveau Ihres ansonsten recht gelungenen Magazins wird sich in nächster Zeit wieder über „Naive Pseudo-Kunst" & Glasmalerei distanzieren, um den Lesern das wahrhaft geniale Künstlerische der Kultur zu präsentieren. Nicht daß ich intolerant bin, aber ich empfinde Henri Rousseau und seine „Kunst" nicht als Teil „unserer herrlichen Welt", und viele andere sicherlich auch nicht. In der Hoffnung, in Zukunft von den „Naiven" verschont bleiben zu können.

Roland Seim
4400 Münster/Westfalen

Tiger im Gewitter

Sie schreiben auf Seite 9 zum Bild „Überrascht": „Vermutlich hat der Tiger auf der Vorlage zu diesem Bild einen Entdecker oder ein Beutetier überrascht – was jedoch bei Rousseaus Methode der Vergrößerung mittels Gerät auf der Leinwand keinen Platz mehr fand." Das ist falsch. Nichts fehlt dem Bild. Der Tiger wurde überrascht, und zwar vom Unwetter. Drei Blitze auf einen Schlag und Wasserfluten stürzen vom Himmel. Zweige und Gras sind in Windrichtung gebogen. Der Ausdruck des Tigers ist eher erschreckt als beutesicher. Bei aller Naivität hatte Rousseau ein sicheres Gefühl für den Bildinhalt. Stimmte Ihre Annahme, hätte er den Ausschnitt anders gewählt – den Tiger oben, das Opfer unten. Hier ist aber die Macht des Unwetters oben, und unter ihm muß sich alles ducken. So sucht der Tiger einen schützenden Platz.

Otto Ferdinand von Levetzer
2120 Lüneburg

Wer verbirgt sich hinter Tibet?

Vor Jahren kaufte ich in einem Antiquitätengeschäft ein Bild. Es hat das Format 66 x 55 cm und ist signiert mit Tibet

oder Tibel. Seit Jahren frage ich Hinz und Kunz nach dem Maler und der Herkunft dieses Ölgemäldes. Ohne Erfolg. Ich bilde mir nicht ein, einen besonderen Schatz zu haben, möchte aber sehr gern mehr wissen. Sicher stammt das Bild aus Süddeutschland oder Österreich. Wer verbirgt sich hinter dem Signum Tibet?

Werner Regel
5305 Alfter

Falscher Zungenschlag

Zu „Lüneburger Heide", PAN 7/82

Auf Seite 71 schreiben Sie: „Von der Urlandschaft dieser im Spätsommer so faszinierend blühenden und duftenden Heide ist nur ein Bruchteil erhalten. Und von diesem Bruchteil benutzt die englische Besatzungsmacht 1500 Hektar als Übungsplatz für ihre Panzer." Dieser Passus ist nicht korrekt und hat einen falschen Zungenschlag.
Begründung: 1. Es gibt keine „englische Besatzungsmacht" mehr! Die im Bundesgebiet stationierten und übenden Engländer sind unsere Nato-Partner, also in enger Gemeinschaft mit der Bundeswehr unsere Verbündeten zum Schutz unseres Territoriums. 2. Auf den Truppenübungsplätzen „Munster" und „Bergen-Hohne" üben und schießen auch deutsche, also Bundeswehrverbände. 3. Erstaunlicherweise läßt sich die Tierwelt auf diesen Übungsplätzen vom Üben und Schießen militärischer Verbände kaum beeindrucken. Das könnten die dortigen Forstämter bestätigen.

Heinrich Schäfer
6900 Heidelberg

Junger Mann mit Hut – gefälscht?

Sie erwähnen den wohlbekannten Erwerb einer Vermeer-Fälschung durch Göring. Weniger bekannt ist, daß Anfang des Jahres 1941 auch der „Reichskommissar für die Niederlande" ein angebliches Original des Vermeer „aus dem holländischen Kunsthandel" erwarb, das er Baldur von Schirach schenkte, der dieses an das Kunsthistorische Museum in Wien überwies. Es handelte sich um die Halbfigur eines lesenden jungen Mannes mit Hut; das lange Haar fiel über ein prächtiges Gewand; der Lesende saß in einer Landschaft mit Baumstämmen im Vordergrund und einem Wald im Hintergrund. Da ich nach dem Krieg nie wieder was von dem Bild erfuhr und es auch im Wiener Museum nicht fand, nehme ich an, daß es sich ebenfalls als eine Fälschung des van Meegeren herausstellte.

Rudolf Zimmermann
6360 Friedberg

Werkverzeichnis

Ich bereite ein Werkverzeichnis über den Landschaftsmaler Carl Ludwig Fahrbach (1835–1902), Karlsruher und Düsseldorfer Schule, vor und bitte alle, die Arbeiten des Malers haben, sich zu melden.

Verena Hornig
Auf dem Aspei 36
4630 Bochum 1

Kuriosum und Kunstkritik

Zu „Notgeld", PAN 8/82

Ich besitze ein Notgeldstück aus Eisen, das nicht in die Zeit der Notgeldnoten paßt, aber meines Erachtens doch ein Kuriosum ist: ein Fünfpfennigstück von der Stadt Wasserburg, 1917, das auf einer Seite folgende Inschrift trägt: DURCH-, AUS-, MAUL-HALTEN. – Für mich ist die Abhandlung über den unvollendeten Dom von Barcelona im selben Heft eine wahre Entdeckung, sehr interessant. Dagegen hat mich das Loblied für Kandinsky nicht im geringsten überzeugt. Die „moderne", unformelle „Kunst" war ein nötiger Reflex gegen den Kitsch, das ist sicher. Aber die „Kitschkünstler" waren im großen, ganzen sehr gute Zeichner, sowohl was Perspektive, Form etc. anbelangt. Diese Kenntnisse besitzen unter den „Modernen" nur wenige, und dieser Mangel ist eine billige Ausrede zur Kleckserei, hat aber mit Genie nicht die geringste Verwandtschaft.

Pierre Nuss
F-67 200 Strasbourg

Humor in der Not

In Konstanz am Bodensee, wo bekanntlich Hus verbrannt wurde, wurde folgender Notgeldschein gedruckt: „Oh Hus, ob Deines Glaubens Lehr'/Würdst Du heut nit verbrennet mehr/Dieweil durch schnöden Wucherers List/Das Brennholz viel zu teuer ist!" Mein Vater war dazumal Oberbürgermeister zu Konstanz. Er hatte viel Humor.

Johanna Heise-Möricke
4500 Osnabrück

LAURENS EXTRA
ENTRÉE IN EINE WELT DER EXTRAKLASSE

HOTEL DE PARIS Monaco

„Ein goldener Garten Eden, dessen Lebensrhythmus von den Reichsten der Reichen bestimmt wird", schwärmte um die Jahrhundertwende ein berühmter russischer Ballettmeister vom Hotel de Paris.

Als diese wahrhaft fürstliche Herberge im Jahre 1879 fertig gebaut war, wurde sie schnell zum Mittelpunkt der Riveria-Society. Die Ausstattung mit dem ganzen verschwenderischen Prunk des Empire lockte eine hochkarätige Klientel, in das

Diese Stufen führen in die vergoldete Pracht des Empire

Hotel de Paris. Zu der um die Jahrhundertwende französische Prinzen, regierende und Ex-Könige und später orientalische Nabobs zählten. Die Anreise erfolgte standesgemäß im eigenen Salonwagen, per Yacht über die See oder – zumindest wie bei „Mr. Five Percent" – im goldenen Rolls Royce.

Für die Märchenkönige von einst geschaffen und von den illustren Gästen unserer Tage geliebt: Die Pracht des Hauptrestaurants „Salle Empire" mit seinen St.-Peter-Dom-artigen Dimensionen. Aber das Hotel de Paris ist nicht nur ein Gourmet-Tempel sondern darf sich auch des größten Hotel-Weinkellers der Welt rühmen, der von Kennern besichtigt werden kann.

Zum Mittelpunkt unzähliger Spielfilme, dem Casino, führt ein diskreter, unterirdischer Gang, durch den schon viele Vermögen zum Nutzen der monegassischen Staatskasse „transferiert" wurden.

Nicht verlieren konnte ein zaristischer Kanonenboot-Kapitän, der seine Bordkasse verspielt hatte. Er soll in seiner Verzweiflung Kanonen auf Monte Carlo gerichtet haben, um so das Glück zu korrigieren. Kriegsschiffen begegnet man seitdem mit ausgesprochenem Mißtrauen.

Einem anderen Kapitän und Herrscher über Tankerflotten verdankt das Hotel de Paris den berühmten Open Air Grill im 8. Stock („Egal, was es kostet, von hier hat man den schönsten Blick!").

Unter schwarzblauem Sternenhimmel – das Dach des „The Grill" öffnet sich unmerklich und geräuschlos – werden kulinarische Köstlichkeiten nach Original-Rezepten des berühmten Kochs Escoffier zubereitet, der viele Jahre die Küche regierte.

Wer um das Rezept für Luxus und Lebensart weiß, wird auch den reifen Geschmack einer Cigarette von wahrhaft internationalem Zuschnitt schätzen: Laurens Extra Filter.

Ein Jahrhundert Rauchkultur. Als das Hotel de Paris seine erste große Blüte erlebte – am Ende des vorigen Jahrhunderts, schuf die Schweizer Cigaretten-Manufaktur Ed. Laurens das Mischungskonzept der ersten Laurens. Es gelang ihr bald, einen festen Platz unter den hochrangigen Rauchern zu erobern. Sie vertrat und vertritt eine Geschmacksklasse, die Kenner gerade wieder entdecken.

Im „The Grill" unter dem blauen Mittelmeerhimmel der Provence sind Sterne und Stars zum Greifen nah

Continental Blend – der europäische Anspruch. Die besonders verwöhnten Raucher der alten Welt schätzen auch an einer Cigarette besonders Raffinement. Deshalb erhält die Laurens Extra Filter aus internationalen Feintabaken als Würzspitze einen Anteil südosteuropäischen Tabaks.

Laurens Extra Filter für modernen Genußraucher. Würzig mit abgerundetem vollen Aroma. Die Laurens Extra gibt es auch ohne Filter.

LAURENS

LAURENS EXTRA-CONTINENTAL BLEND
EIN ZEICHEN VON GESCHMACK
SEIT 1896

Ed. Laurens Cigaretten-Manufaktur
61, Route de Chêne, Genève

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittwerte nach DIN).

Oberbayerischer Schütze mit Fahnen, Wappen und Pokal. Gedenkscheibe an das deutsche Schützenfest in Frankfurt 1862. Die Themen der Scheiben waren sehr verschieden. So dienten das Schillerdenkmal in Stuttgart (von links), aber auch Eros mit der Hochzeitsfackel und eine Jagdgesellschaft als Motiv

Die Nürnberger sollen die ersten gewesen sein, die darauf schossen: 1429. Sogar für hohe geistliche Herren und adlige Damen bildeten die Scheiben ein Ziel, das mit ebensoviel Ehrgeiz wie Vergnügen aufs Korn genommen wurde

Schießscheiben

Hochzeitsgesellschaft im Boot auf dem Chiemsee, 88,5 cm, 1872. Die Einschüsse sind mit Nummern markiert, geschossen wurde aus 175 bis 300 Metern

Jäger mit erlegtem Flugwild, 101 cm, 1672. Von den vielen Schützenscheiben sind nur ganz wenige erhalten geblieben

Gedenkscheibe zur Vermählung des Kronprinzen Maximilian von Bayern mit der Prinzessin Maria von Preußen. 88,5 cm, 1842

Freisinger Ehrenscheibe „Landsknecht mit Wappenfähnlein", im Hintergrund der Dom. 80 cm. 1885. Die Auftraggeber wählten das Motiv aus

Erinnerungsscheiben zum Anfang- und Endschießen in Laufen, 85 x 65 cm, 1882. Das „Dirndl" kommt mit einem Jäger zum Wettkampf und geht mit einem feinen Herrn

Saturn mit Sense, Mitte 18. Jahrhundert. In jenen Zeiten waren besonders Szenen aus den Götter- und Heldensagen sehr beliebt

Gott Saturn auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Gedenkscheibe zum 100. Geburtstag eines Schützen.

Festscheibe zur Eröffnung der Hochdruckwasserleitung in Oberaudorf. 59,5 cm, 1897. Solche Begebenheiten waren bevorzugte Motive

Einfahrt des ersten Kornes. Erntedankscheibe nach der Hungersnot in Mittelfranken 1816/17

Sonnenscheibe mit springendem Pferd. 112 cm, 1660. Eine der ältesten bemalten Schießscheiben. Die schönsten sind nur noch in Museen zu bewundern

Stadtkönigin mit Mauerkrone und Wappen mit Baren. 87 cm, 1878. Wer ins Schwarze traf, gewann die Scheibe

Reichenhaller Bierbrauer, Ende 18. Jahrhundert (ganz oben): Die Zunft hatte den Schützen die Scheibe gestiftet. Oben: Schießstand in Franken. 73,5 cm, 1827. Die Schießstände waren auch gesellschaftliche Treffpunkte

„Der Vorstand eines Schützenvereins stellt die neu konstruierte Teilermeßmaschine zur Auswertung der Treffer vor"; datiert 1860

In brüderlichem Verein wollen wir heute recht lustig seyn", steht als Motto auf einer österreichischen Schießscheibe von 1824. Tatsächlich sind diese farbenfrohen Zielscheiben Zeugnisse von Lebensfreude und wirklicher Volkskunst. Denn die ältesten Exemplare stammen aus Zeiten, in denen noch jeder Bürger seine Armbrust oder Büchse führte.

Als guter Schütze zu gelten, bedeutete für viele den höchsten Ruhm, und so drängten sich zu Wettschießen nicht nur die Bürger, sondern ebenso adlige Herren und Damen(!), Priester und hohe geistliche Würdenträger. Und mancher vertraute dabei nicht nur auf sein scharfes Auge und seine ruhige Hand, sondern auch auf „Freikugeln", die unter geheimnisvollen Umständen gegossen wurden und unfehlbar treffen sollten.

Manchem Opernfreund läuft noch heute ein kalter Schauer über den Rücken, wenn die Jägersburschen Kaspar und Max im Pakt mit dem Teufel und begleitet von mitternächtlichen Geisterorgien in der Wolfsschlucht die sieben Kugeln gießen, die jedes vom Schützen gewünschte Ziel treffen. Carl Maria von Weber (1786–1826) hat diese Szene in seinem weltberühmten „Freischütz" nicht etwa frei nach der Fantasie gestaltet, sondern nach einem echten Kriminalfall, festgehalten in einem Novellenband von Apel-Launs. Tatsache ist ebenfalls, daß sich in jener Zeit so manches Gericht mit solchen Kriminalfällen zu befassen hatte, da in allen Landen die kuriosesten Rezepte zum Guß unfehlbar treffender „Freikugeln" gehandelt wurden.

Mit einer Zauberkugel erhofften sich auch schlechte Schützen einen „Goldenen Schuß" auf die Scheibe und somit den Titel eines Schützenkönigs, eine über viele Jahrhunderte hinweg begehrte Würde. Selbst Kaiser Maximilian wurde nachgesagt, im Jahre 1479 mit einem „verzauberten" Armbrustbolzen Schützenkönig von Brügge geworden zu sein. Ohne sein Wissen natürlich. Einer der Kammerherren soll den Bolzen der kaiserlichen Armbrust heimlich unter die Altardecke geschmuggelt haben, und mit solcherart „gesegnetem" Geschoß traf der Kaiser die hölzerne Taube mitten in die Brust.

Die farbigsten Geschichten aus dem jahrhundertelangen Werdegang der Schützengilden überliefern jedoch die bemalten Scheiben. Sie berichten über Hochzeiten, Wasser- und Feuersnöte, über den Besuch von Fürsten, Königen und Kaisern, sie zeigen Ortsansichten und Baulichkeiten, sie verkünden Schlachtensiege und auch Niederlagen.

Schützenzünfte oder Gilden werden Anfang des 13. Jahrhunderts urkundlich erstmals erwähnt. Doch es muß sie schon viel früher gegeben haben. Die „Karlsschützen" in Aachen sollen sich schon im 9. Jahrhundert zu einer Gilde zusammengeschlossen haben, und im Jahre 852 bereits warnte der Erzbischof Hinkmar von Reims in einem Synodalbeschluß vor Auswüchsen bei den Gildonien. Im 12. und 13. Jahrhundert entstand eine Unzahl von Schützenzünften, und Ursache dafür waren eigentlich die edlen Ritter mit ihren farbenprächtigen Turnieren. Obwohl viele Bürger bereits reicher waren als so manch ein Rittersmann, rangierten sie gesellschaftlich weit unter dem niedrigsten Adel. Aber auch die Bürger wollten anerkannt sein, und der Schießsport bot sich dazu an. Mit der Armbrust und auch mit Pfeil und Bogen wußten die Bürger ja längst zielsicher umzugehen. Schließlich waren es ja sie, die ihre Städte zu verteidigen hatten.

Mit Armbrust, Pfeil und Bogen wurde in der Regel noch auf hölzerne Vögel geschossen, meist war es ein Papagei. Als dann zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Büchse die Armbrust zu verdrängen begann, schoß man erstmals auf Scheiben. Sie waren unbemalt, oftmals ausgediente Faßböden. Auch auf Attrappen wurde geschossen, wobei die Türken, die Erzfeinde der Christenheit, beliebte Ziele waren. Erzherzog Ferdinand II. ließ bei einem großen Freischießen im Jahre 1585 in Prag, an dem auch Kaiser Rudolf II. und die Erzherzöge Ernst und Karl teilnahmen, auf eine Ritterfigur schießen. Die Schützen erhielten als Preis denjenigen Teil der Originalrüstung, den sie auf der Attrappe getroffen hatten.

Wo erstmals auf eine bemalte Scheibe geschossen wurde, ist unbekannt. Anfang des 17. Jahrhunderts tauchten farbige Zielscheiben plötzlich überall auf. Zunächst waren sie mit heraldischen Motiven geschmückt. Als Vorlage für die Scheibenmaler dienten vor allem die Enzyklopaedia des Augsburger Gottfried Roggen aus dem Jahre 1726 und die Iconologia des Cesare Ripa. Allein für die von Kaiser Karl VI. zwischen 1716 und 1733 veranstalteten Kranzlschießen wurden insgesamt 950 Entwürfe angefertigt. Die Maler setzten in den seltensten Fällen ihren Namen unter ihr Werk. Bekannt ist jedoch, daß sich viele namhafte Künstler wie Defregger, Kaulbach, Albrecht Adam, Lorenzo Quaglio, Thomas Baumgartner und Alois Dirnberger auch mit Schießscheibenmalerei beschäftigt haben. Die Mehrzahl der Scheiben jedoch wurde von naiven Malern hergestellt, die örtliche Begebenheiten als Motiv bevorzugten.

Und die Wettbewerbe entwickelten sich immer mehr zu riesigen Volksfesten, die mehrere Wochen dauern konnten. Monate vor dem Ereignis bereits schickten die veranstaltenden Städte oder Schützenzünfte, die sich nun vielfach „privilegierte" nennen durften oder gar das Wort „königlich" davorsetzen konnten, die sogenannten Ladebriefe an alle befreundeten Schützengesellschaften, damit die ja noch fleißig üben konnten und genügend Zeit hatten, bei den Malern ihre Scheiben zu bestellen. Pritschenmeister wurden angeheuert, die mit ihren dichterischen Fähigkeiten für die Preis- und Ruhmgedichte zu sorgen hatten, auf dem Festplatz für die Organisation und Ordnung verantwortlich waren, sich dazu als Festredner und Possenreißer betätigten. Der Pritschenmeister führte ständig eine Pritsche aus Leder mit, mit der er zum Gaudium der Zuschauer schlechte Schützen züchtigte und auf Ordnungssünder einschlug. Einer der bekanntesten Pritschenmeister war Lienhard Flexel aus Augsburg, den Erzherzog Ferdinand II. sogar zum Freischießen nach Innsbruck holte.

Noch eine wichtige Aufgabe hatte der Pritschenmeister. Er hatte sich um die Schießscheiben zu kümmern, die der Gewinner entweder mit nach Hause nahm oder in der zunfteigenen Schießstätte aufhängte, wo sie heute noch Aufschluß geben über eine große Zeit der Schützenherrlichkeit.

Hans Jakob Kurz

Fotos: Claus und Lieselotte Hansmann

Das Angebot für echte Kunst-Freunde

Lassen Sie sich ein ganzes Jahr verzaubern von Bildern, die zeigen, wie schön unsere Welt ist.

Der PAN-Kalender 1983 ist einem einzigen Künstler gewidmet: **Hans Thoma,** dem Maler aus dem Schwarzwald. Als er vor hundertzwanzig Jahren die Welt in seinen Bildern so wiedergab, wie er sie sah, wurde er verspottet. Die natürlichen Farben und Motive erschienen seinen Zeitgenossen roh und primitiv. Es fehlte ihnen die künstlerische Komposition, die Aufteilung seiner Bilder in Räume und Farben nach den akademischen Regeln.

Und heute? Wir fangen an, Hans Thoma und seine natürliche Kunst wiederzuentdecken. Uns erfreuen gerade jene damals so geschmähten Bilder besonders. Vielleicht weil wir gelernt haben, Kunst und Gekünsteltes fein zu unterscheiden. Vielleicht aber auch, weil wir heute wissen, was unzerstörte Natur für die Existenz der ganzen Menschheit bedeutet.

Der PAN-Kalender 1983 zeigt die 13 schönsten Bilder des Hans Thoma. Bilder, die aus Heimatliebe gemalt sind – die uns heute faszinieren durch ihre klare, einfache Schönheit.

Der großformatige PAN-Kalender 1983 (Format 43x55 cm) ist ein Kunst-Kalender, der Sie faszinieren wird: Ein wundervoller Wandschmuck durch hervorragende Druckqualität auf hochwertigem, mattweißem Kunstdruckpapier. Und eine herrliche Dokumentation über einen Künstler, den wir heute erst wieder richtig schätzen lernen.

Holen Sie sich ein Stückchen Ruhe und Besinnlichkeit ins Haus. Für nur DM 32,– kommt der PAN-Kalender 1983 mit 13 wunderschönen Bildern von Hans Thoma sorgfältig verpackt zu Ihnen ins Haus. Der PAN-Leser-Service garantiert: Rückgaberecht innerhalb von 10 Tagen.

Wenn Sie Ihr wertvolles PAN-Heft nicht zerschneiden wollen, bestellen Sie bitte mit der PAN-Leser-service-Karte vor der letzten Umschlagseite in diesem Heft.

Hans Thoma

* 2.10.1839 in Bernau, Schwarzwald.
† 7.11.1924 in Karlsruhe.

Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Bauernsohn studierte 1859 an der Kunstschule in Karlsruhe. Ab 1870 lebte er in München. 1899-1920 war er Professor an der Karlsruher Kunstschule. Der Höhepunkt seines Schaffens liegt Ende der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre, als er in schlichtem Naturalismus stimmungsvolle Landschaften und Porträts malte.

Bestell-Coupon PAN-Kalender '83

Bitte schicken Sie mir

_____ Exemplar(e) des wertvollen PAN-Kunstkalenders 1983 über Hans Thoma zum Stückpreis von DM 32,– (inkl. Porto und Verpackung).

10 Tage Rückgaberecht. Auslandsbestellungen nur gegen Vorauskasse zzgl. DM 10,50 Porto.

Bitte ausschneiden und senden an Burda GmbH, Leserservice, Senefelderstr. 5, 7600 Offenburg

Name/Vorname

Straße/Nr.

Postleitzahl/Ort

Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

○ Verrechnungsscheck liegt bei

○ gegen Rechnung

Datum/Unterschrift

Bitte hier unbedingt unterschreiben!

PAN Unsere herrliche Welt

10/82

In einem kleinen saarländischen Dorf haben die alten Römer einen „steinernen Teppich" hinterlassen, dessen Schönheit auch heute fasziniert

Die Gladiatoren von Nennig

Siehe, der Tag kommt einst, wo in jenen Fluren der Landmann, wenn mit gebognem Pflug' er den Acker furchet, von scharfem Rost durchfressene Lanzen entdeckt, mit der Schwere des Karstes auf hohl klingende Helme klopft, und die großen Gebeine voller Verwunderung schaut in den aufgerodeten Gräbern."
Mit seinem ersten Gesang der „Georgica" hat der römische Dichter Vergil gewissermaßen in die Zukunft gesehen. Rund 1900 Jahre nach ihm furchte der Landmann Peter Reuter in Nennig – der Ort liegt zwischen Trier und Metz am rechten Moselufer – zwar keinen Acker, doch hob er in seinem Garten eine Rübengrube aus. Unter seinen Spatenstichen kamen auch keine Gebeine und Helme zum Vorschein, sondern bunte Steinchen. Sicherlich schaute der Bauer aber im Jahre 1852 voller Verwunderung auf ein freigeschaufeltes Mosaikmotiv „Löwe mit Sklaven", Teil des Mosaikfußbodens einer längst verfallenen und überwucherten römischen Prunkvilla.
Mit der Eroberung von Gallien und Massillia (Marseille) durch Julius Caesar waren römische Legionärs-Veteranen im Land angesiedelt worden. Auch Kaiser Augustus, Caesars Nachfolger, hatte die Ausweitung des Imperiums Romanum mit dem Ziel gefördert, besiegte Gebiete auf kulturellem Weg dem Reich einzuverleiben: In römischen Kolonien mußten römische Bürger mit römischem Stadtrecht römische Tradition pflegen.
Sie bildeten bald die aristokratische Schicht und beherrschten als Großgrundbesitzer, Kaufleute oder Bankherren das Land. Ihre Paläste, mit prächtigen Gartenanlagen und Wasserspielen ausgestaltet, wetteiferten mit der Konkurrenz am Tiber. Sogar die einheimische Ober-

Bitte umblättern

Sieben Szenen aus der Arena zeigt der Mosaikfußboden. Rechts: Secutor (Schwerbewaffneter) und Retiarius (Netzfechter) im Duell. Das Netz hat er schon verloren, der Dreizack steckt im Schild, der Dolch in der Linken wird ihn kaum noch vor dem Tode bewahren können. Der Kampfrichter hebt den Arm . . . Unten: Zwei Peitschenkämpfer

„Caesar morituri te salutant" – „Kaiser, die da sterben sollen, grüßen dich"

Orgel und Horn spielen die Ouvertüre zum gnadenlosen Kampf. Mann gegen Mann, Mensch gegen Tier. Bei der Bärenhatz fällt ein Jäger dem Raubtier zum Opfer. Der „Bestiarier" fordert Beifall, weil er den Panther tödlich mit dem Speer getroffen hat. Eine Tigerin schlägt einen Esel; ein Löwe ist so satt, daß der Wärter ihn aus der Arena treiben muß . . .

Das Nenniger Mosaik besticht durch die vollendete Harmonie von Bildern und Ornamenten. Einige wenige geometrische Grundformen bestimmen das Gesamtbild

Das gesamte Bodenmosaik mißt 15,65 x 10,30 Meter und besteht aus etwa drei Millionen Steinchen. Eine Gladiatorenszene ist zerstört; in dem Achteck befindet sich jetzt eine Inschrift, die an die Restaurierung des Kunstwerks erinnert

Fortsetzung von Seite 70

schicht, hatte sie erst einmal die neuen Machthaber anerkannt, konnte das römische Bürgerrecht erlangen. Einige Auserwählte wurden in den römischen Adel aufgenommen.

„Und es schmücken im Wechsel Paläste ein jedes Ufer", schwärmte der kaiserlich-römische Hofpoet Ausonius in seinem Gedicht „Mosella". Doch keines der römischen Landhäuser, die zu beiden Seiten der Mosel ausgegraben wurden, kann sich an Umfang und Ausstattung mit Nennig messen.

Heute versperren dichte Häuserzeilen den Ausblick auf die sanft geschwungenen Hügelrücken des gegenüberliegenden Moselufers. Von dort sah man die Pracht der 140 Meter langen Villenfassade am besten. Seitenflügel, sogenannte Eckrisalite, flankierten die doppelstöckige Säulenfront.

„Drei große Türöffnungen an der Rückseite des Säulenganges führten in den großen, mit bunten Wanddekorationen reich geschmückten Mosaiksaal, an dessen Rückwand das Triclinium, drei mit Kissen gepolsterte Liegebänke, den Gast zum beschaulichen Ausruhen einlud", schreibt der Saarbrücker Landeskonservator Dr. Reinhard Schindler in seinem Führungsblatt „Das römische Mosaik von Nennig" und bezieht sich auf „die kundige Hand des Architekten Hermann Mylius, der die leblosen Mauerreste der 1866 bis 1876 ausgegrabenen Ruine mit seinen Rekonstruktionen zu neuem Leben erweckte".

Auf den Fund des Nenniger Landwirts Peter Reuter war zunächst 1852 die „Gesellschaft für nützliche Forschung" in Trier hingewiesen worden. Ein Jahr darauf begann der Trierer Domkapitular Johann Nikolaus von Wilmowsky im Auftrag der Gesellschaft mit der Freilegung des Bildmosaiks. Ihm zur Seite standen – für Vermessung und zeichnerische Dokumentation verantwortlich – der Bildhauer Schaeffer und später der Baumeister Seyffarth. Gemeinsam legten sie ein 161 Quadratmeter großes Mosaik (10,30 x 15,65 Meter) aus der Römerzeit frei. Nur ein Zehntel des ursprünglichen Kunstwerks fehlte.

Drei Millionen kleine Steine – auf einem Quadratdezimeter durchschnittlich 175 Stück – vermitteln die Illusion eines farbigen Teppichs, auf schwarzweißen Steinfliesen ausgelegt. Reiche Ornamente verzieren die Darstellung von Gladiatoren- und Tierkämpfen, Wärtern, Sklaven und Musikanten. Sämtliche Bildfelder stellten Szenen aus dem Amphitheater dar. Blutige Schauspiele standen zur Zeit des römischen Weltreiches hoch im Kurs.

„Ave, imperator! Morituri te salutant", hatten germanische Gladiatoren zu rufen. „Sei gegrüßt, Imperator, die da sterben sollen, grüßen dich", entboten wahrscheinlich auch die beiden Kämpfer, die der Mosaikkünstler im Gedächtnis hatte, als er sie

Bitte umblättern

R. C. GORMAN

Woman from Window Rock*

Farblithographie 68,5 x 94 cm, Farbe von 9 Steinen, handgedruckt 1981 DM 2 650,–

und andere Gorman-Werke
Lithographien
Bronze-Plastiken
Wandteppiche
Druckgrafiken
Poster
art prints
Kunstkarten
Bildbände: „The Lithographs", „The Drawings", „The Posters"

galerie pueblo ilse keller,
kurtalstraße 21,
6748 bad bergzabern
tel. 0 63 43/37 51

* aus der bekannten Ausstellung „Neue indianische Malerei" (Neustadt, 25. 4.–23. 5. 82). Die nächste **Gorman-Ausstellung** findet in **Frankfurt** statt (5. 10.–2. 11. 82, Amerika-Haus, Staufenstr. 1, Öffnungszeiten Mo. bis Fr. 9–18 Uhr, samstags, sonntags und am 1. 11. (Allerheiligen) 10–16 Uhr

Ölgemälde
nach Ihrem Farbfoto.
Die Geschenkidee!
Sehr kostengünstig! Porträts ab 200,- DM, Landschaften ab 150,- DM. Kostenlos Prospekt und Farbfotos anfordern. Einfach Anzeige auf Postkarte kleben!
GALERIE G. S., Abt. P, Postf. 2949, 7640 Kehl

Masken, Statuen und Skulpturen:
Senufo, Baule, Guro, Lobi, Dan Dogon, Ashanti, Guere, Makonde

museum IN DER AU
Dr. Max Mohl · Afrika-Galerie
6901 Heidelberg-Wiesenbach
Terminvereinbarung: 06223-5243

galerie neher

BLICKPUNKTE

B. Buffet · M. Chagall · O. Dix
I. Generalić · J. Generalić · HAP Grieshaber · E. Heckel · E. L. Kirchner
O. Kokoschka · J. Miró · O. Modersohn · E. W. Nay · M. Pechstein
Chr. Rohlfs · K. Schmidt-Rottluff · S. Sprotte · K. Staudinger
Katalog m. ca. 60 farb. Abb. DM 20,–, auf Anfrage

Ausstellung 12. 9.–20. 11. 82

Rüttenscheider Str. 75 · 4300 Essen
Tel. 0201/782071 · Telex 857303

galerie neher

Fortsetzung von Seite 73

Steinchen für Steinchen auf dem Fußboden der Empfangshalle in Nennig verewigte.

Die Gladiatoren im mittleren Viereck beenden als Höhepunkt den tödlichen Reigen: Mit Dreizack und Netz bewaffnet, versucht der kräftig gebaute Kämpfer – „Retiarius" im damaligen Sprachgebrauch – den mit Schild bewehrten „Secutor" zu töten. Beide werden von einem Kampfordner überwacht.

Gegenüber diesem Bild war einst eine Steintafel angebracht, deren Inschrift, so mutmaßte Domkapitular von Wilmowksy, wohl von späteren Palastbewohnern absichtlich zerstört worden war. Nach der Ausgrabung setzte man darauf folgenden Text: „Dieser römische Mosaikfußboden wurde 1852 aufgefunden und 1874 unter Wilhelm, deutschem Kaiser und König von Preußen, wiederhergestellt." Nach der Restaurierung des Fußbodens im Jahre 1960 entfiel der Hinweis auf den preußischen Regenten.

Mosaiken, die einst wie Wandmalereien zum Schmuck öffentlicher und privater Gebäude gehörten, finden sich in allen Gebieten des römischen Imperiums. Der Nenniger „Steinteppich" zählt zu den größten, die bisher auf deutschem Boden gefunden worden sind. Er diente als Blickfang in der Empfangshalle einer schloßähnlichen Villa.

„Mit der Betrachtung des Mosaiks von Nennig kommen wir zu dem großartigsten Bildmosaik des Trierer Raums aus dem 3. Jahrhundert", urteilt der Kunsthistoriker Klaus Parlasca in seinem Buch „Die römischen Mosaiken in Deutschland". Er fährt fort: „In diesem Boden ist uns das eindrucksvollste Zeugnis für das hohe künstlerische und technische Niveau der Mosaikwerkstätten des nördlichen Gallien erhalten."

In der Nenniger Herrschaftsvilla fehlte übrigens auch die Hypokaustenheizung nicht. Diese Fußboden- und Wandbeheizung – nach dem Prinzip der aufsteigenden Wärme wurde in Tonröhren und Hohlziegeln Heißluft zum Zirkulieren gebracht – half den sonnenverwöhnten Römern, im ungewohnten Klima zu überwintern.

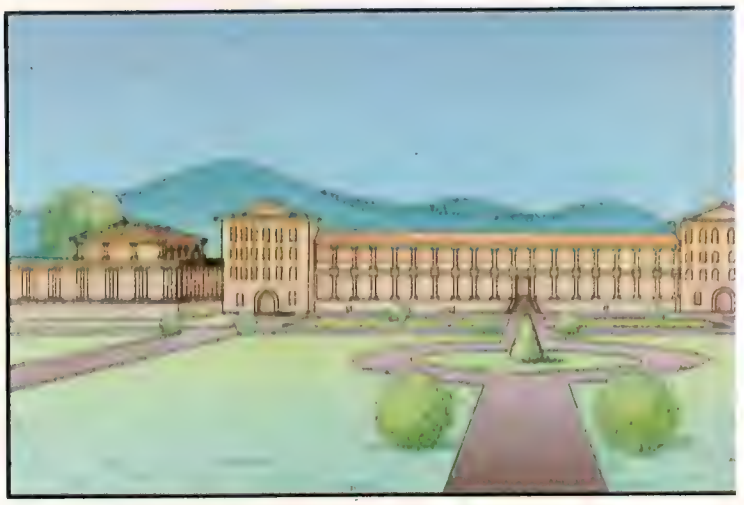
Eigentlich hatte Sergius Orata das Heizsystem für seine Austernzucht entwickelt. Die Erfindung sollte aber das Leben der zeitgenössischen Gesellschaft revolutionieren. Unzählige Thermen entstanden. Das Bad wurde zur täglichen Gewohnheit.

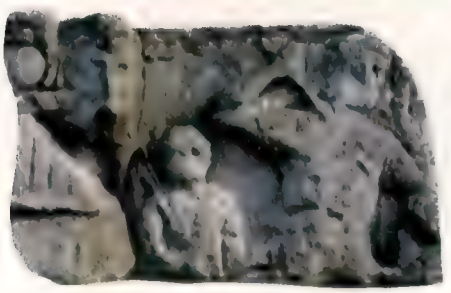
In Nennig verband eine 250 Meter lange Wandelhalle das Badehaus direkt mit der Villa. Bei schlechtem Wetter konnte also der Hausherr die sieben Baderäume trockenen Fußes erreichen. Schwitzbad, Warmbad und Kaltbad stählten den Körper. Der Geist blieb davon nicht unberührt. Im Warmluftbad luden Marmorbänke zum gemütlichen Plausch.

Über den damaligen Eigentümer ist trotz der reichhaltigen Funde nichts bekannt. Der Bildhauer Schaeffer versuchte das Problem auf seine Weise zu lösen: Er fälschte kurzerhand Inschriften, die besagten, Kaiser Trajan habe dem Tuchhändler Secundinius Severus die Villa als Geschenk überlassen. Fest steht jedenfalls, daß sich nur reiche Patrizier oder Staatsbeamte einen derart luxuriösen Besitz wie den Palast von Nennig leisten konnten.

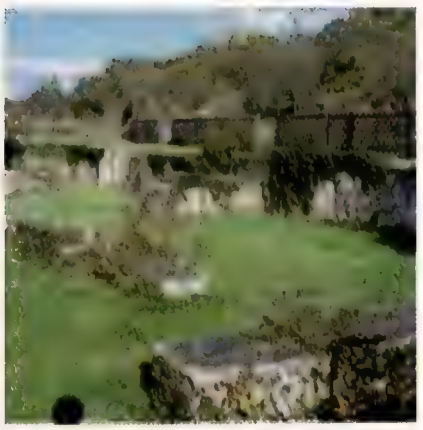
Persönlichkeiten von hohem Rang waren allerdings im nahen Trier, dem „belgischen Rom", nicht gerade selten. Die Stadt, nach Rom und Capua die drittgrößte im lateinischen Europa, verwaltete neben Gallien, Spanien und Britannien auch die belgischen und germanischen Provinzen. Natürlich durften an solch einem wichtigen Knotenpunkt der kaiserliche Palastbezirk riesige Thermen und das Amphitheater nicht fehlen.

Damals galt noch die Devise: „Dein sei, Römer, das Amt, als Herrscher die Völker zu zügeln, dies ist die Kunst, die dir ziemt, die Gesetze des Friedens zu schreiben, ihm, der gehorcht, zu verzeihen, Hoffärtige niederzukämpfen."





In Nennig wurde auch ein Pfeilergrabmal entdeckt (hier ein Ausschnitt). Vermutlich ist es das Denkmal für einen vornehmen Einheimischen, einen Treverer



So dürfte der Palast um das Jahr 200 ausgesehen haben. Nur Mosaik und Grundmauern blieben erhalten (o.)

Aus jüngerer Zeit in Nennig zu besichtigen: ein fränkischer Sarkophag mit Ornamenten

Vergil hatte diese Sätze in seiner „Aeneis" kurz vor der Jahrhundertwende niedergeschrieben.

Heute erinnern in Nennig nur noch das seit 1874 überdachte Mosaik sowie Mauerreste und Säulenstümpfe an die vergangene Pracht. Verfall und unbedachte Weiterverwendung von Steinen des Bauwerks haben die Prunkvilla wohl zugrunde gerichtet. Gallo-Romanen, Nachfahren der freien Kelten, bewohnten im Mittelalter den nördlichen Trakt. Schon Domkapitular von Wilmowsky war bei den ersten Grabungen im mittleren Teil des Palastes auf zwei frühmittelalterliche Steinsärge gestoßen, deren Zirkelschlagmuster auf die Kunst der Franken im 7. Jahrhundert hindeuten.

Knapp 100 Jahre nach den Entdeckungen des Trierer Domkapitulars zeigte sich bei der Restaurierung des Villenfußbodens, daß dieser Bau anscheinend auf den Überresten eines älteren Anwesens errichtet worden war: Scherben, Amphorenhälse und Napfreste aus der frührömischen und gallischen Periode kamen ans Tageslicht.

Auch eine Familiengruft, südlich der römischen Villa gelegen, weist auf frühere Bebauung hin. Dieses Grabmal wird von einem zylinderförmigen Mauerwerk mit rund 40 Metern Durchmesser umschlossen, dessen Innenseite 32 Pfeiler abstützen. „Grabstätten dieses Typs sind", so Dr. Alfons Kolling vom Bodendenkmalpflegeamt Saarbrücken, „auch für den römischen Norden in die frühe Kaiserzeit zu datieren."

Nicht ganz ein halbes Jahrtausend währte die römische Herrschaft nördlich der Alpen. „Alles Natürliche hat seinen Wert verloren und das Leben seinen Inhalt. Unser ist allein der Genuß", schrieb Plinius der Ältere. Solche Gedanken lassen sich auch beim Betrachten des Nenniger Mosaiks erahnen.

Karin Kießling

Fotos: Staatliche Landesbildstelle Saarland

Wer in Europa und der Welt zu Hause ist, darf auch im Saarland nicht fehlen.

Im Herzen Europas ist die Bayerische Vereinsbank Ihre Bank mit Herz und Verstand. Dank unserer Vielseitigkeit als Kredit- und Hypothekenbank können wir viel für Sie tun. Und wir tun es gern. Unser weltoffenes Geschäft und Know-how kommen Privatkunden und Firmen jeder Branche und Größe zugute.Ob es um Geldanlagen, Bauvorhaben, betriebliche Investitionen, Wertpapierfragen oder Gemeinschaftsaufgaben geht – wir sind ein bewährter Partner.

Über 1,5 Millionen Kunden – Privatleute, Arbeitnehmer, Unternehmer, Freiberufler und Vertreter öffentlicher Stellen – schätzen den persönlichen Service der Bayerischen Vereinsbank.

Leistungsfähig und engagiert sind wir auch im Saarland für Sie tätig. In Saarbrücken, Dillingen, Dudweiler, Homburg, Merzig, Neunkirchen, Saarlouis, St. Ingbert, St. Wendel, Sulzbach und Völklingen.

BAYERISCHE VEREINSBANK

Ihre Bank mit Herz und Verstand

„Als man zelt hat 1518 Jahr ist vollendet diss Werkh durch Meister Andre Lackhner": Heilige Anna selbdritt

St. Peter, das älteste deutsche Kloster, feiert sein vierzehnhundertjähriges Bestehen

Salzburger Schätze

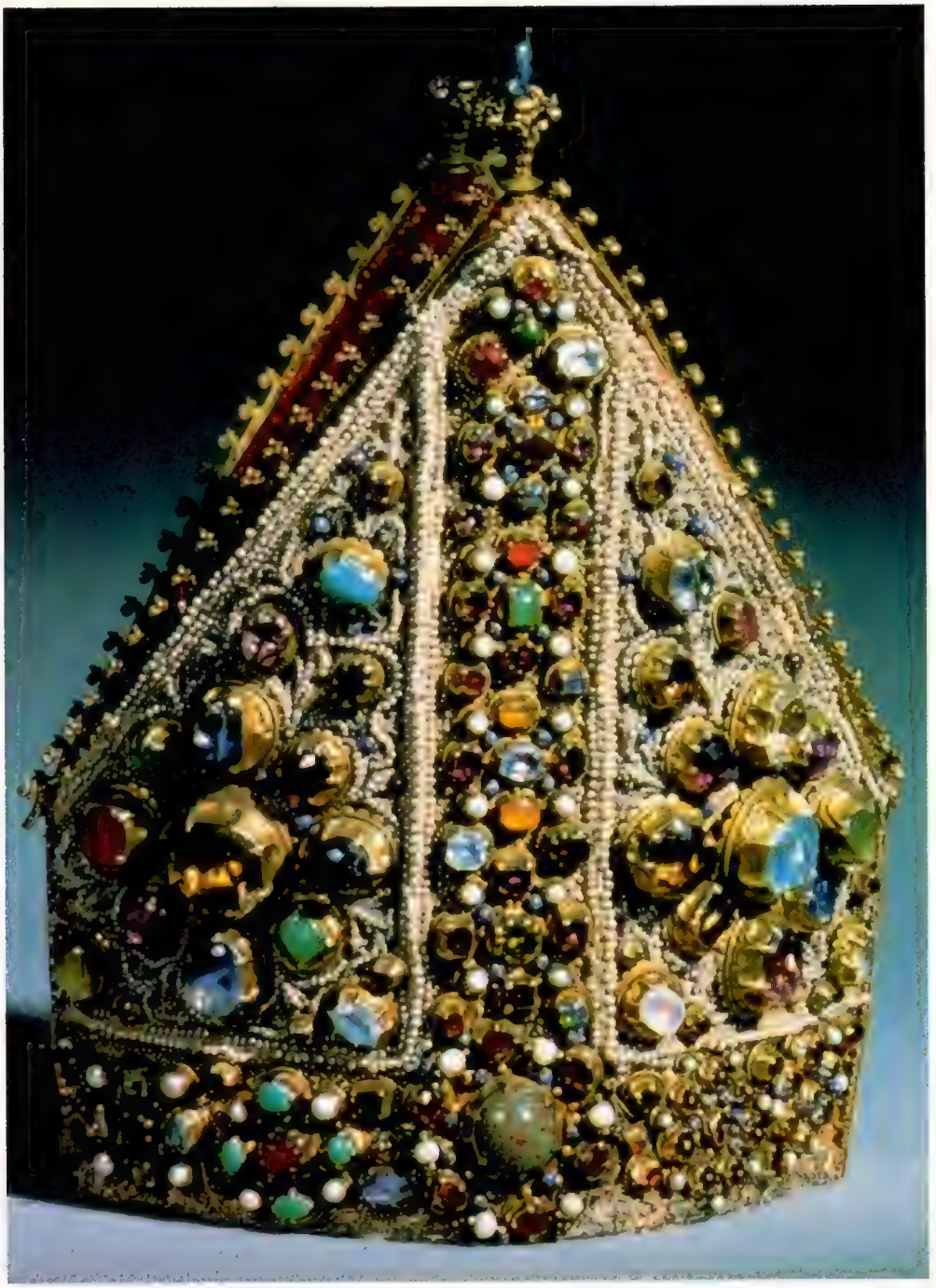
Manchmal ist die Tradition, die Überlieferung, stärker als die Historie, die Geschichtsforschung. Die Geschichte berichtet, daß der Wormser Bischof Rupert „zur Zeit Childeberts, des Königs der Franken, nämlich im zweiten Jahr seines Königtums", seinen Sitz am Rhein verließ und nach Süden zog; vielleicht aus politischen Gründen, vielleicht auch nur, um zu missionieren, neue Anhänger für seinen Glauben zu gewinnen. Der Bayernherzog Theodo, Herr jener Region, schenkte ihm die Überreste der alten römischen Stadt Iuvavum, „oppidum simulque castrum superiorem", also die Stadt Salzburg und die obere Burg.

So weit, so einfach. Der König Childebert, aus dessen Reich Rupert ausgewandert war, regierte von 575 bis 596, und die Gründung des Klosters St. Peter auf dem „vom Wald überwucherten Trümmerhaufen einst herrlicher römischer Gebäude" im Jahre 582 schien eine solide Information. Im Jahre 1582 wurde, anscheinend mit großer Pracht und Herrlichkeit, das Jahrtausendfest begangen.

Die neue Geschichtsforschung aber stürzte Gelehrte wie Klosterleute in tiefste Zweifel. Sie stellte fest, daß das fränkische Geschlecht der Merowinger drei Könige namens Childebert hervorgebracht hat und, auf Grund anderer Hinweise und Schriftstücke, nicht der bereits erwähnte Childebert II., sondern dessen Nachfahre Childebert III. Zeitgenosse des Bischofs Rupert gewesen war. Er aber regierte erst von 694/5 bis 711.

Der Gelehrtenstreit währte lang und heftig. In zahllosen Abhandlungen und Kathederreden versuchte man, das Jahr 582 zu „retten". Das aber konnte

Bitte umblättern



Gold, Silber, Perlen, Edelsteine: Mitra des Abts Rupert Keutzl. 1480, Landshut

Kommunionkelch aus vergoldetem Silber, um 1160–80. Kopie – das Original mußte 1930 verkauft werden

Fortsetzung von Seite 77

nicht gelingen, weil mittlerweile eine andere Klostergründung desselben Rupert entdeckt worden war: die Maximilianszelle in Bischofshofen. Und die fand, durch Urkunden belegt, um 711/12 statt. Woraus sich zweifelsfrei ergab, daß der Wormser Kirchenfürst das Salzburger Kloster erst gegen 696 gegründet haben konnte.

Allerdings, von „Gründung" ist nirgendwo die Rede. Der Zugewanderte ließ die Ruinenstätte roden, aufräumen und möglicherweise zwei Häuser aus römischer Zeit, die vermutlich während der Völkerwanderung im fünften Jahrhundert zerstört worden waren, renovieren. Bei den jüngsten Grabungen (1979–81) in der Stiftskirche von St. Peter stieß man auf diese Häuser und auf einen weiteren Bau mit zwei Kammern und mächtigen Mauern, der vielleicht Ruperts „Bischofskirche" gewesen ist.

Ob man aus alledem den Schluß ziehen kann, Rupert habe sozusagen die Überreste eines früheren Klosters zu neuem Leben erweckt, eine ältere christliche Kultstätte erneuert, ist fraglich. Aber warum sonst sollte er gerade im Schatten des Mönchsberges, der die geistlichen Brüder jahrhundertelang mit Steinschlag bedrohte, an einem so ungünstigen und feuchten Platz, ein Kloster errichtet haben?

Am 27. März eines Jahres nach 715/16 ist Rupert gestorben, und zwar wahrscheinlich in Worms. 774 wurde der Leichnam von Bischof Virgil nach Salzburg zurückgeholt; den Oberkörper setzte man im Dom bei, was die Heiligsprechung bedeutete, das übrige im Hochaltar von St. Peter.

1127 brannte das Kloster nieder. Abt Balderich ließ es wiederaufbauen und die

Bitte umblättern

Meßgewand: Das Kreuz, in „Nadelmalerei", wurde um 1380 gestickt

„Madonna vom Siege“, 17. Jahrhundert

Einer der vier lateinischen Kirchenväter, 1495–1500 gemalt

Das Stift St. Peter in Salzburg um 1772; Stich von Klaubner

Krone für einen Hostienkelch, 1903

AUSSTELLUNG

Fortsetzung von Seite 79

hochromanische Stiftskirche errichten. Ihm soll der heilige Rupert erschienen sein und geweissagt haben: „Wann mein Licht ausgelöscht werden wird, wird auch meine Stadt vernichtet werden." Gemeint war wohl das Licht des Glaubens; gestiftet wurde daraufhin ein „ewiges Licht", das seitdem niemals erloschen sein soll.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Kloster zu einem Zentrum geistlicher, aber auch wirtschaftlicher Macht, das weit über Salzburg hinaus wirkte. Kein Wunder, daß sich allerlei Schätze an Malerei, Plastik und aus dem Kunstgewerbe ansammelten, die jetzt eine Hauptattraktion der großartigen Salzburger Landesausstellung „Schätze europäischer Kunst und Kultur" bilden. Schon darum, weil man etliche der kostbaren Stücke so bald wohl nicht wieder zusammen besichtigen kann. Finanzielle Nöte zwangen vor einem halben Jahrhundert den Kämmerer von St. Peter, einige Prachtexemplare aus der Schatzkammer zu Geld zu machen. Denn auch Klöster sind den wirtschaftlichen Gesetzen dieser Welt unterworfen, wie der „baufreudige" Abt Petrus Klotz im ersten Drittel dieses Jahrhunderts erkennen mußte. Für die geplante katholische Universität ließ er das St.-Benedikt-Kolleg bauen. Da begann die Weltwirtschaftskrise.

1926, als das Studienhaus eingeweiht wurde, war der Schuldenberg bereits bedrohlich hoch. Drei Jahre später stand das Stift vor dem Konkurs. Der Abt wurde abgesetzt, eine päpstliche Delegation bestimmte den Nachfolger, der zugleich Wirtschaftsfachmann war. Aber auch ihm blieb keine andere Wahl, als Kunstschätze zu verkaufen, vornehmlich nach Amerika. Diese Kostbarkeiten, zum Beispiel die prächtige Bischofsmütze, die um 1200 in Salzburg geschaffen wurde, sind jetzt als Leihgaben für die Ausstellung zurückgekehrt.

Sie bietet dem Besucher nicht nur weit über sechshundert Kunstwerke, Dokumente, kostbare Minerale aus den naturkundlichen Sammlungen der Erzabtei St. Peter, Handschriften, Stiche, Gemälde – sie bietet auch erstmals die Möglichkeit, die ältesten Teile des Klosters, den Kreuzgang, das Brunnenhaus, den Rekreationssaal, die Zellenbibliothek, zu besichtigen.

Wer vom Kreuzgang in den Klostergarten blickt, dem fällt sicherlich der kleine Kanal auf, der sogenannte Almkanal, Zeugnis eines einzigartigen klösterlich-kirchlichen Bauunternehmens. Die Mönche von St. Peter und die Domherren trieben in den Jahren 1137 bis 1143 einen 370 Meter langen, etwa einen Meter breiten und anderthalb bis zweieinhalb Meter hohen Stollen durch den Mönchsberg, um die Altstadt am linken Salzachufer mit reichlich Wasser zu versorgen; für den Fall einer Feuersbrunst, wie sie 1127 einen großen Teil der Stadt einäscherte, aber auch zur Nutzung durch Mühlen und anderer Gewerbe. Dieser Stollen kann, so im Ausstellungskatalog zu lesen, während der Reinigung im Oktober begangen werden. Die Ausstellung dauert bis zum 26. Oktober. Der Ausstellungskatalog (20 DM) ist viel mehr als nur das: ein hochinteressantes, sehr informatives Geschichtsbuch. Es zeigt die große Bedeutung, die dieses Kloster für die Entwicklung Salzburgs hatte, zeigt, daß es tatsächlich „Wiege" der Stadt und des Landes gewesen ist, in wirtschaftlicher ebenso wie in kultureller Hinsicht.

Visitor

HERZOGTUM COBURG

Ein Urlaub für die Stillen im Land.

Zählen Sie zu den echten Individualisten im Lande, die ihren Urlaub oder Kurzurlaub mit Sinn und Verstand planen, die ein gesundes Verhältnis zur Natur und dem Natürlichen haben, die Kunst und Kunstverständnis als Lebensbereicherung betrachten, die mit sich und ihrer Familie auch einmal allein sein können, die der Geschichte und dem Geschichtlichen mit einer Spur Romantik gegenüberstehen, kurzum: die leben und leben lassen – dann sind Sie uns im Herzogtum Coburg auf das herz(og)lichste willkommen!

Entdecken auch Sie Ihre Liebe zu Coburg.

Wenn Sie ein neues Urlaubsziel suchen oder einen unvergeßlich schönen Ausflug planen, wenn Sie entspannt kuren wollen und unendliche, stille Wanderwege schätzen – unser Herzogtum wird Sie verzaubern!

Zu Gast im Herzogtum:

Liebliche Landschaft und berühmte Baudenkmäler, Veste Coburg mit Kunstsammlungen und Luthergedenkstätte, Schloß Ehrenburg, Naturmuseum, Landestheater, Münzmeisterhaus, romantisches Stadtbild und fürstliche Bauten.

Erleben Sie aber auch das Coburger Land:

Rodach, staatlich anerkannter Erholungsort mit Heilquellenkurbetrieb, Wildpark Tambach, die bayer. Puppenstadt Neustadt und das mittelalterliche Städtchen Seßlach; Reitanlagen, Tennisplätze, Kutschenfahrten, Freizeitzentren mit Hallen-, Frei- und Wellenbädern und überall gut markierte Rad- und Wanderwege. Im Winter: markierte Loipen und Ski-Lifte.

Information: Fremdenverkehrsamt Coburg Stadt und Land, Herrngasse 4, 8630 Coburg, Telefon (09561) 95071

Kennen Sie jemanden der die Kunst so liebt wie Sie?

Wenn Sie diese herrliche Kunstzeitschrift weiterempfehlen, kann Ihnen schon bald eines dieser wunderschönen Bonsai-Bäumchen gehören.

Faszinierende Welt im Kleinen: Wertvoller Ausdruck einer Kultur, die Geduld, Gefühl und Schönheit in den Mittelpunkt stellt. Das ist der BONSAI – der Baum im Topf. Ein kraftvoller Baum, den es in dieser edlen Form nur einmal auf der Welt geben kann. Denn seiner Natur nach ist er ein Einzelstück.
Ein Bonsai ist ein vom Ursprung an völlig normaler Laub- oder Nadelbaum, gezogen aus kerngesunden Samen oder Stecklingen und nicht etwa ein von Natur aus zwergwüchsiger, womöglich „verkrüppelter" Baum. Der erwachsene Bonsai, der einige Jahre lang im Klima und in der Ökologie des heimischen Japan auf diese kunst- und mühevolle Weise herangewachsen ist, sich an seine spezifischen Lebensbedingungen gewöhnt hat, ist ein robuster, anspruchsloser Baum, der Jahrzehnte, in vielen bekannten Fällen auch Jahrhunderte alt werden kann.

Machen Sie sich und anderen eine Freude:

Empfehlen Sie PAN. Es wird Ihnen bestimmt nicht schwerfallen, für diese herrliche Kunstzeitschrift neue Freunde zu finden. Schließlich ist PAN die Kunstzeitschrift, die die Welt der Kunst zu einem einmalig günstigen Preis ins Haus bringt. Sie unterhält durch herrliche Bilder und vertraute Glanzlichter aus der Welt der Kunst und Kultur. Sie informiert durch packende Berichte über ungewöhnliche Menschen, durch umfassende Beschreibungen der herausragenden Künstler unserer Welt. Zeigen Sie Ihren Freunden und Bekannten PAN. Sie werden sehen: PAN zu empfehlen ist ganz einfach. Und noch etwas, was den Interessierten bestimmt überzeugen wird:

Der Vorzugspreis!

Anstelle des normalen Verkaufspreises von DM 4,– zahlt er **nur DM 3,50 pro Heft.** Porto und Verpackung bezahlen wir. PAN kommt also pünktlich zum besonders günstigen Preis ins Haus.

Und Ihr Vorteil:

Sie dürfen sich eines der wunderbaren Bonsai-Bäumchen aussuchen, das Sie (sorgfältig verpackt) ohne weitere Verpflichtung von uns frei Haus bekommen. Bei 2 Abonnenten dürfen Sie sich sogar 2 Bäumchen auswählen.

Ist das ein Angebot?

Verwenden Sie bitte nebenstehenden Coupon oder die Leserservice-Karte 2

Die Bestellung kann innerhalb einer Woche bei Burda GmbH, Senefelderstr. 5, 7600 Offenburg, widerrufen werden.

Aus rechtlichen Gründen darf die Prämie nur gewährt werden, wenn der neue Abonnent und der Prämien-Empfänger nicht ein und dieselbe Person sind. Unser Angebot gilt nur für die Bundesrepublik Deutschland.

Anrecht-Schein

- ○ Bonsai Kirsche 471
- ○ Bonsai Kiefer 473
- ○ Bonsai Ahorn 472

Zutreffendes bitte ankreuzen.

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Die Prämie wird mir zugeschickt, sobald der neue Abonnent die erste Rechnung beglichen hat.

BESTELLSCHEIN

Bitte ausschneiden und im Briefumschlag (80 Pf) senden an: Burda GmbH Abonnenten-Service, Senefelderstr. 5, 7600 Offenburg.

Auftrag Nr. 1

Ich bin der neue PAN-Abonnent:

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Unterschrift

Die Jahresrechnung über DM 42,– geht an die gleiche Adresse. Das Abonnement läuft zunächst 2 Jahre und verlängert sich jeweils um 1 Jahr, wenn nicht 12 Wochen vor Ablauf darauf verzichtet wird. Die Bestellung kann innerhalb einer Woche bei Burda GmbH widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Unterschrift 6036

Auftrag Nr. 2

Ich bin der neue PAN-Abonnent:

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Unterschrift

Die Jahresrechnung über DM 42,– geht an die gleiche Adresse. Das Abonnement läuft zunächst 2 Jahre und verlängert sich jeweils um 1 Jahr, wenn nicht 12 Wochen vor Ablauf darauf verzichtet wird. Die Bestellung kann innerhalb einer Woche bei Burda GmbH widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Unterschrift 6036

Christian Maili (1832–1906)
Biberach/Riß. Städtische Sammlungen/Braith-Maili-Museum. Anläßlich des 150. Geburtstags des Münchner Malers findet die Ausstellung statt.
Bis 17. Oktober 1982

Jacob van Utrecht: Der Altar von 1513
Berlin, Gemäldegalerie, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. In der Reihe „Bilder im Blickpunkt" wird der große Flügelaltar des niederländischen Malers Jacob van Utrecht vorgestellt.
Bis 31. Oktober 1982

Der Sehende. Das Sichtbare. Bilder sind nicht verboten
Düsseldorf, Städtische Kunsthalle. In der großen Bibelschau werden Werke bildender Kunst in jüdischer und christlicher Tradition seit Mitte des 19. Jahrhunderts gezeigt. Bis 24. Oktober 1982

Johann Thorn Prikker – Schritte nach draußen/Werke bis 1910
Krefeld, Kaiser-Wilhelm-Museum. Die frühen Werke des niederländischen Künstlers werden erstmals in Deutschland umfassend gezeigt.
Bis 28. November 1982

Der Traum vom Leben – Graphische Bildfolgen um 1950 von Matisse, Léger, Picasso, Chagall und Miró
Krefeld, Museum Haus Lange.
Bis 24. Oktober 1982

Daum Nancy
Offenbach, Stadtmuseum. In der Ausstellung werden über 100 Art-Déco-Gläser gezeigt, die zwischen 1925 und 1939 in der berühmten Manufaktur Daum Frères in Nancy hergestellt wurden.
Bis 30. Dezember 1982

Katalog, 48 Seiten. Preis: 10 DM

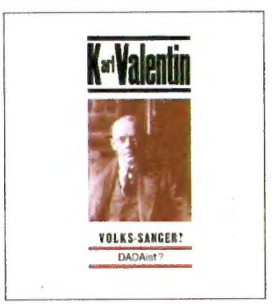
Emil Nolde (1867–1956)
Neukirchen, Nolde-Stiftung-Seebüll. „Schweizer Berge, Phantasien, Spanien und Tier-Aquarelle".
Bis 30. November 1982

Der Weg zum Dach der Welt
München, Museum für Völkerkunde. Die Ausstellung – sie umfaßt 19 Räume – zeigt die naturwissenschaftliche Erforschung Hochasiens im 19. Jahrhundert.
Bis 31. März 1982

Franz von Stuck (1863–1928)
München, Museum Villa Stuck. Retrospektive des Münchner Malers, Grafikers, Bildhauers und Architekten.
Bis 31. Oktober 1982

Katalog, 236 Seiten, davon 23 in Farbe. Preis: 22 DM

Karl Valentin (1882–1948)
München, Stadtmuseum. Ausstellung zum 100. Geburtstag.
Bis 3. Oktober 1982



Katalog. 360 Seiten. Preis: 25 DM

Expressionisten Sammlung Buchheim
Berlin, Akademie der Künste. Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Druckgrafik.
Bis 24. Oktober 1982

Gustav Wunderwald (1882–1945)
Berlin, Berlinische Galerie. Werke des deutschen Künstlers mit Berlin-Ansichten. Bis 10. Oktober 1982

Das Fleischerhandwerk in der Kunst
Stuttgart, Landespavillon.
Vom 1. bis 17. Oktober 1982

Australian Jewellery – zeitgenössischer Schmuck aus Australien
Pforzheim, Schmuckmuseum.
Bis 31. Oktober 1982

Lascaux – Höhle der Eiszeit
Hildesheim, Roemer- und Pelizaeus-Museum. Naturgroße und naturgetreue Nachbildung des „Saals der Stiere".
Bis 10. Oktober 1982

Katalog, 92 Seiten. Preis: 13 DM

Georges Braque (1882–1963)
Strasbourg, Musée d'Art Moderne.
Bis 28. November 1982

R. C. Gorman – „Neue indianische Malerei", Frankfurt, Amerika-Haus.
Vom 5. Oktober bis 2. November 1982

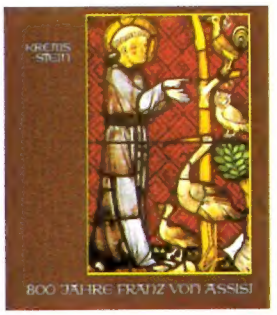
Masken aus Afrika
Solothurn, Kunstmuseum.
Bis 30. Oktober 1982

Gustinus Ambrosi (1893–1975) als Zeichner
Wien, Gustinus-Ambrosi-Museum. Werke des österreichischen Bildhauers und Grafikers. Bis 6. Februar 1983

Wissenschaft und Methode: Restaurierungen
Florenz, Palazzo Vecchio.
Bis 6. Januar 1983

Leonardo da Vinci (1452–1519)
Mailand, Castello Sforzesco. Studien der Natur. Bis 17. Oktober 1982

800 Jahre Franz von Assisi
Krems-Stein, Minoritenkirche.
Bis 17. Oktober 1982



Katalog, 776 Seiten. Preis: ca. 32 DM oder 220 Schilling

Die Kataloge können, falls nicht anders vermerkt, über die jeweiligen Museen bezogen werden.

IM NÄCHSTEN HEFT

Rembrandt: Das geheimnisumwitterte Genie **Jemen:** Träume vom alten Arabien **Reservistenkrüge:** Kostbarkeiten aus kaiserlichen Zeiten **Gips:** Neue Abgüsse alter Meisterwerke **Mont-Saint-Michel:** Die französische Akropolis, ein Wunder aus Granit. PAN Nr. 12 erscheint am 26. November

Take any 3 books for only DM12,-

when you join the english bookclub

A SPECIAL EXTRA!

The *Oxford Illustrated Dictionary* can be yours for just another **DM3,-** 998 pages of facts and illustrations! Tick the coupon for this superb optional extra.

the english bookclub

c/o Koldeweyh Direktmarketing,
Postfach 4265, D-7302 Ostfildern 1.

	1	

Please tick for *Oxford Illustrated Dictionary.*

Yes, I am interested in joining the English Bookclub, London, and would like you to send me the introductory books whose numbers I have written in the spaces provided. If I keep the books for more than 10 days, I will pay you just DM12,- for all three, or DM15,- for all four (post free) and thereby become a member. Then, I will order one book every three months from the titles described in the free, quarterly magazine, 'Bookshop'. If I do not order within the time stated in the club magazine, I agree to accept the 'Editor's Choice' title described in 'Bookshop'. My membership is for a minimum of one year, after which I may cancel at any time by giving three months' notice.

Signature _____ Date _____

10 DAYS' RIGHT OF CANCELLATION. I may cancel my membership by posting back the books to: The English Bookclub, c/o Koldeweyh Direktmarketing, Postfach 4265, D-7302 Ostfildern 1, not later than 10 days after I have received them. I understand that the English Bookclub will pay for the cost of return postage on the books.

Signature _____ Date _____

Name _____

Straße _____

Postleitzahl _____

Ort _____ PE24

SEND NO MONEY NOW

The English Bookclub is, quite simply, the most convenient and economical way to buy British and American Books. Whatever your interests, you'll find something to suit you. The latest blockbuster novels... timeless classics by great names... invaluable reference works... exposés on political questions... yesterday's history and today's news... books for pleasure and books to treasure.

Every book you order is sent to your door direct from England – no more trekking round the bookshops for that elusive bestseller! And every book is a full-length hardback edition in the original language. Because at the English Bookclub we cut prices, not standards.

Send off today for your three introductory books all for DM12,- (post free), and you'll see what we mean about savings and quality. As a member, you will receive a free, quarterly club magazine containing a tremendous variety of titles. All we ask is that you choose one book each quarter from over 600 offered in a year. Minimum membership is for one year.

So, if you're attracted by the thought of good books at low prices, put pen to paper *now*. You'll have the best British and American reading to look forward to.

Your guarantee. The English Bookclub for Germany was founded by leading booksellers in both Britain and the United States. Should you ever have any complaints about the club's goods or services, you are invited to write direct to: The English Bookclub, 87 Newman Street, London, W1P 4EN, England.

Your only commitment is to take one book every three months during your membership from more than 600 titles offered in a year. Minimum membership is for one year.

This is a book service of WHSMITH and Doubleday

the english bookclub

87 Newman Street, London W1P 4EN, England.